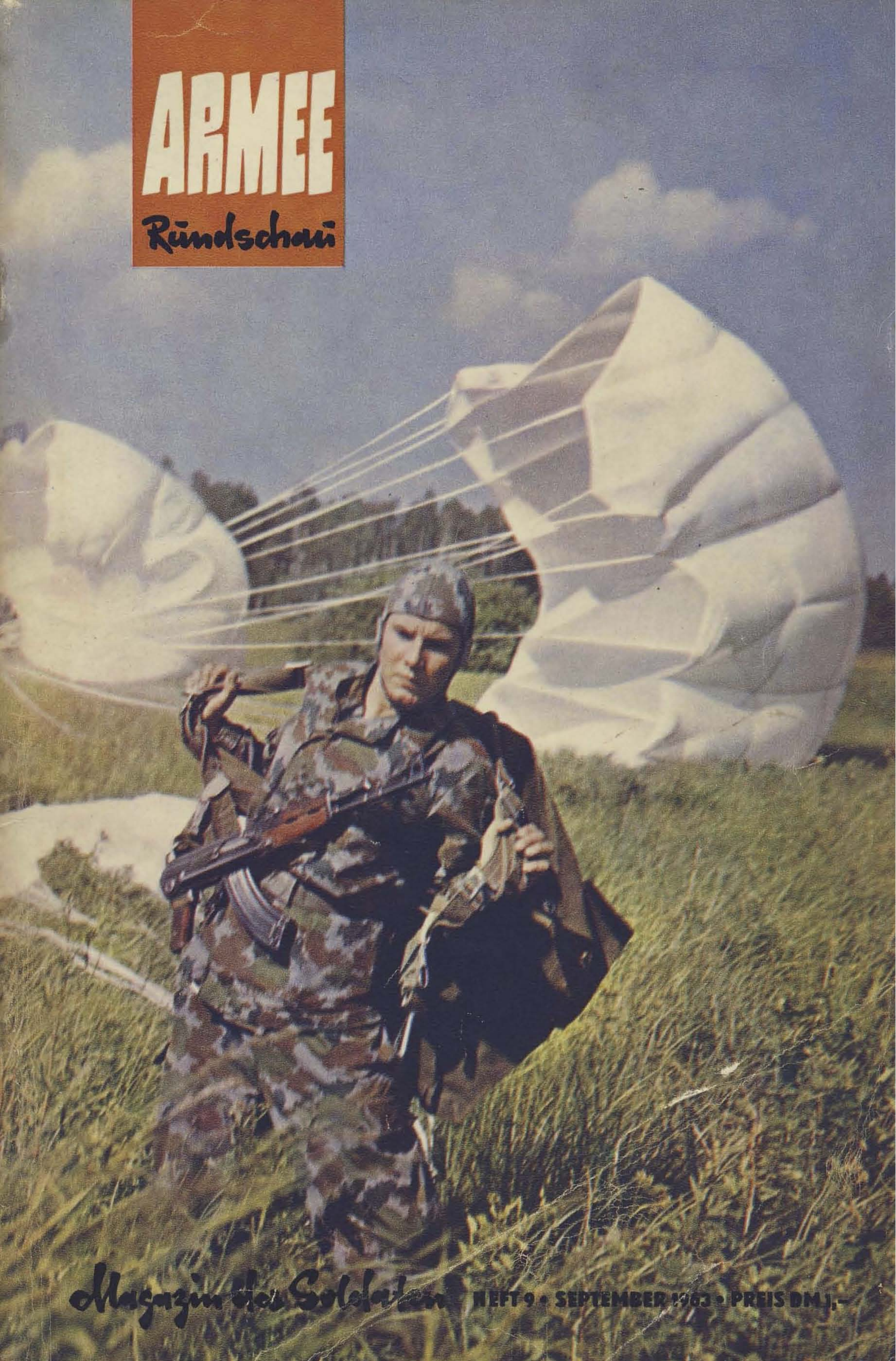
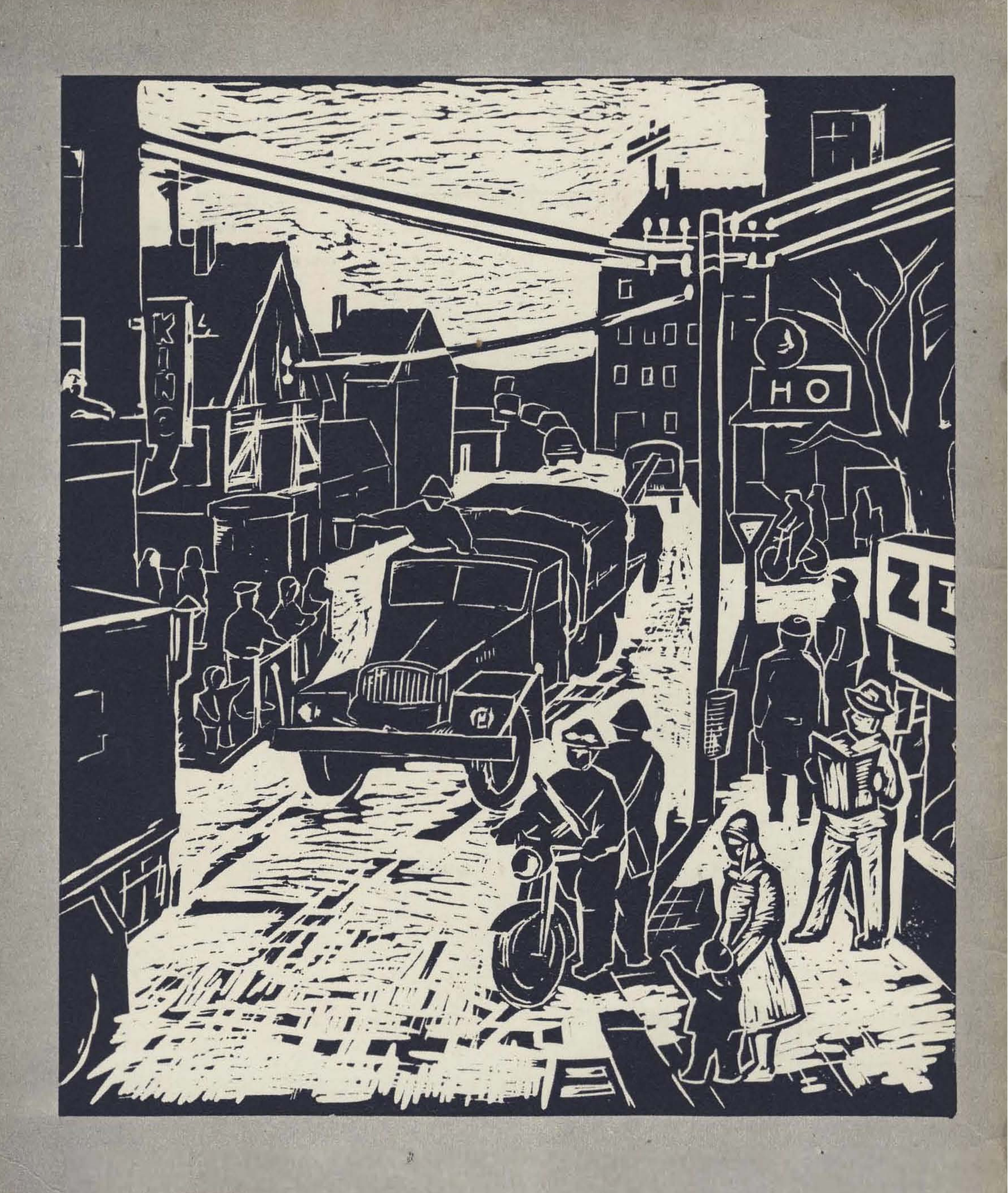

ARMEE
Rundschau
Magazin des Soldaten
HEFT 9 • SEPTEMBER 1963 • PREIS DM 1,–



Oberleutnant Herbert Heller:

Rückkehr von der Übung • Linolschnitt

Stabsgefreiter Joachim Kojatko

Parteiorganisator im Truppenteil Gürnth

Abstimmung durch Taten?

Ohne lange Umschweife: Was halten Sie von Verpflichtungen?

Viel. wenn sie einen konkreten Inhalt haben und real sind. Ich strebe schon seit Monaten danach, bester Soldat des Zuges zu werden. Da geht's natürlich vor allem um den einwandfreien Grenzdienst. Da braucht man politische Klarheit, einwandfreie Disziplin und Ordnung. Dann gibt's bei uns das Wort: Die Besten erkennt man an ihren Auszeichnungen. Also Sportabzeichen. Schwimmabzeichen. Abzeichen „Für gutes Wissen" und die Schützenschnur erwerben. Soweit, was mich selbst betrifft.

Sie haben wohl noch mehr in Hinterhand?

Ja. Gemeinsam mit dem Zugführer habe ich mir vorgenommen, unseren Zug zum besten Zug der Kompanie zu entwickeln.

Glaubten Sie, daß Sie das aus dem Ärmel schütteln könnten?

Eine Gegenfrage: Wozu trage ich mein Parteimitgliedsbuch mit mir herum? Ich muß Vorbild sein — auch wenn das nicht immer leicht ist. Und — ob sie es glauben oder nicht — ein Buch hat mich besonders beeinflußt und mir geholfen. Es war die „Wolokolamsker Chaussee". Der Bataillonskommandeur Momytsch-Uly ist mein Vorbild. So wie er muß man ein Ziel haben und es auch unter härtesten Bedingungen zu erreichen versuchen.

Bei welchem Kilometerstein stehen Sie jetzt?

Ich habe mich im Grenzdienst angestrengt, alles so zu machen, wie es verlangt wird. Und ich kann sagen: Bei mir ist noch keiner durchgekommen. Sportabzeichen habe ich. Das Schwimmabzeichen und das Abzeichen „Für gutes Wissen" in Silber werde ich sicher schon tragen, wenn dieses Interview erscheint. Nur mit der Schützenschnur, da hapert es noch. Als ich zur Armee kam, schoß ich unter aller Kanone. Mir ist klar, daß ein Soldat und vor allem ein Grenzsoldat gut schießen muß, aber davon trifft man noch nicht. In meiner früheren Einheit habe ich mit meinem Zugführer viel trainiert — das hat geholfen. Aber es ist noch nicht so, wie es sein sollte. Und bei unserem Dienst ist Training in der Freizeit schwer.

Hat der ganze Zug mitgehalten oder sind Sie „Ausreißer"?

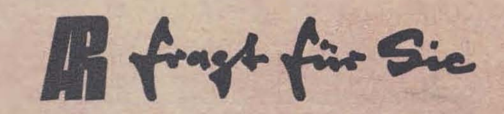
Vor einiger Zeit waren wir ein richtiger Gammelhaufen. „Löwenzug" nannte man uns. Na, um's offen zu sagen, wir waren der schlechteste Zug in der schlechtesten Kompanie. Jetzt haben wir uns schon ganz schön nach vorn gerappelt.

Ging das denn im Handumdrehen?

Wir bekamen einen neuen Zugführer, Unterleutnant Bergner. Er verstand es, uns wachzurütteln und an der Ehre zu packen. Die Parteigruppe war mehrere Monate nicht mehr zusammengekommen. Die machten wir zuerst mobil. Das war nicht einfach. Sogar die Genossen stellten sich stur, als wir harte Forderungen erhoben. Aber seitdem sie richtigen Tritt gefaßt haben, läuft der Laden. Wir sind jetzt in der Offensive.

Wie soll ich das verstehen?

Ein Beispiel. Nach der letzten Volkskammersitzung und dem Abschluß des Moskauer Vertrages beriet sofort die Parteigruppe. Dann sprachen wir mit den Genossen. Das nenne ich Offensive.



Wird auch hin und wieder die zurückgelegte Strecke vermessen?

Ja, natürlich. Auf Zugversammlungen, die mindestens einmal im Monat stattfinden. Nur die Unteroffiziere müßten sich noch etwas mehr darum kümmern. Bei den Parteigruppenversammlungen, zweimal im Monat, wird kein Blatt vor den Mund genommen. Da muß jeder Farbe bekennen. Das ist für mich die beste Kontrolle, denn ich habe ja auch Schwächen.

Ihre Dienstzeit neigt sich dem Ende zu. Welche Absichten haben Sie für die letzten Wochen?

Eines wissen Sie selbst: Jeder freut sich auf zu Hause, auf seinen Beruf. Aber ich meine — bei aller Freude, gammeln darf man nicht. Ich werde weiter ausgezeichnet meine Pflicht tun. Und abgerechnet wird im Oktober. Die Grenze sichern. Provokationen vereiteln — das wird unser Beitrag zur Volkswahl sein. Die Sache ist klar, wir stimmen wie alle nicht nur mit dem Stimmzettel, sondern auch durch die Tat ab.

Kein Grund zur Aufregung!

Ist mir mein Arbeitsplatz als Kraftfahrer nach Ableistung meines Grundwehrdienstes gesetzlich gesichert, oder ist der Betrieb berechtigt, mir einen anderen Arbeitsplatz zuzuweisen?

Fentlinske, Zeithain

Für die Dauer des Grundwehrdienstes darf dem Wehrpflichtigen nicht gekündigt werden. Der Betrieb ist somit verpflichtet, Sie nach Ihrer Entlassung aus dem Grundwehrdienst wieder als Kraftfahrer zu beschäftigen, wenn Sie sich innerhalb sieben Tagen zur Arbeitsaufnahme melden. Allerdings ist der Betrieb nicht verpflichtet, Ihnen das Kfz. zu geben, welches Sie vor der Einberufung fuhren.

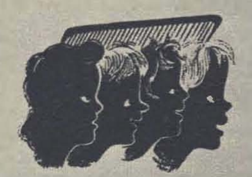
Hut ab!

Wenn z. B. in einem Theater ein Unteroffizier – die anderen Angehörigen der NVA bei dieser Vorstellung benahmen sich auch nicht gerade vorbildlich – in den geschlossenen Räumen mit der Mütze auf dem Kopf herumläuft, kann man wahrlich nur den Kopf schütteln.
Es mögen dies Ausnahmen sein, und wie mir gesagt wurde, wird in einer Reihe von Einheiten auf tadellose Disziplin auch außerhalb der Unterkünfte geachtet. Aber diese Ausnahmen fallen natürlich in die Augen.

Bernau, Eisenach

„Gold und Silber"

(Kurt Wölfe hatte sich beklagt, daß manche Mädchen lieber mit Unteroffizieren als mit „80-Mark-Soldaten" tanzen, weil jene mehr Geld und länger Ausgang haben; siehe AR 7/63.)



Man darf nicht alle Mädchen über einen Kamm scheren. Ein Mädchen, welches nur nach dem Lametta (Schulterstücken) sieht, taugt nicht viel.

Christel Jätzlau

Wenn Kurt Wölfe das Pech hatte, an ein Mädel zu kommen, das ihn nach allen Regeln der Kunst ausnahm und dann „auf Wiedersehen" sagte, ist das seine eigene Schuld.

Christiane Dellius

Das Wort 80-Mark-Soldat klingt nicht schön. Sollten wir weiblichen Geschöpfe uns wirklich so schlecht auf dem Tanzsaal benehmen?

Margitta Gawrilow

Ich gehe nicht zum Tanz, um auf Kosten anderer Leute zu trinken.

Christel Fenske

Ich lernte vor einem Jahr auch einen 80-Mark-Soldaten kennen, der heute mein Mann ist.

Margrit Kloss

Es gibt sehr viel anständige Mädchen, aber leider werden solche meistens übersehen, da sie nicht so auffallend sind.

Christiane Krumling

Es kommt doch nicht auf das Geld an! Ein wenig Verständnis für die Länge des Ausgangs sollte jedes Mädchen aufbringen können. Wenn es darauf ankommt, unsere Republik zu verteidigen, kann man nicht zu spät kommen.

Heidrun Mischke

Ist es nicht natürlich, daß der Staat nicht jedem Soldaten gleich 200,– DM in die Hand drücken kann?

Heilwig Geiger

Zwei links, zwei rechts



Ist es Armeeangehörigen gestattet, mit einem etwas außergewöhnlichen „Gefährt" (Tandem) zu fahren?

Temler, Kamenz

Wenn's ausgerechnet ein Tandem sein muß – der Dienstvorschrift soll's schließlich recht sein. Allerdings dürfen die Pedalritter drei Dinge nicht vergessen: 1. die Straßenverkehrsordnung, 2. die Achtung der Uniform und 3. das Treten. Das letzte kann man übrigens dort am besten erlernen, wo das Tandem noch nicht aus der Mode gekommen ist – im Sportklub.

Weitersagen!

Herzliche Grüße sende ich dem Unterfeldwebel Wolfgang Fischer. Es würde sich über ein Wiedersehen freuen

Renate aus Birkenwerder

Seit wann fallen Meister vom Himmel?

Seit wann gibt es Fallschirme?

Hans Gesecke, Leipzig

Zwar findet sich in den Skizzenbüchern Leonardo da Vincis (1482) die Zeichnung eines Fallschirms, aber erst Montgolfier baute einen wirklichen Fallschirm und sprang damit ab (1784). Dieser Apparat hatte jedoch noch große Mängel. Erst Leormand, der 1785 einen wirklich brauch-

baren Fallschirm konstruierte, kann als Erfinder gelten. Die erste Frau, die absprang, war die Luftschifferin Grossman (1892) in Weißensee. Sie verunglückte. Zwei Jahre später schaffte es Käte Paulus.

Sechs oder zwölf Wochen?

Wir haben uns als Soldaten auf Zeit verpflichtet. Nun sind wir uns nicht im klaren, ob wir erst unseren Grundwehrdienst leisten müssen und dann als Soldat auf Zeit gelten, oder ob dies während der ganzen drei Dienstjahre der Fall ist. Das würde sich doch darauf auswirken, wie oft wir in Wochenendurlaub fahren können.

Die Unteroffiziere Eckert, Triebel, Zoch

Alle in die Armee einberufenen Jugendlichen leisten zuerst 18 Monate Grundwehrdienst ab. In dieser Zeit gelten auch für diejenigen, die sich als Soldaten auf Zeit verpflichtet haben, die Festlegungen für die Wehrpflichtigen. Ab 19. Monat genießen sie dann die Rechte des Soldaten auf Zeit, erhalten also auch mehr Urlaub.

Am Lagerfeuer

Für drei Wochen erholten sich in Lohme/Rügen im Ferienlager 60 Kinder der Gewerkschaft Unterricht/Erziehung. Mit unserer Grenzkompanie schlossen sie einen Patenschaftsvertrag ab. Wir trieben gemeinsam Sport und wanderten nach Karte und Kompaß. Am Lagerfeuer sprachen wir über das Leben und die Aufgaben der Armee und tanzten in froher Runde. Die Kinder schauten uns beim Abschied glücklich an und sagten: „Ihr seid unsere Freunde." Als Geschenk überreichten uns die Kinder ein Gedicht des Lagerleiters, Genossen Schulze.

Ultn. A. Schneider

„Fahrkarten-Heini"

In der Juli-Ausgabe der AR habe ich die Geschichte vom „Fahrkarten-Heini", der beim Schießen immer die Augen zugemacht hat und dabei immer „Fahrkarten" schoß, gelesen. Ich übe mit meiner Freundin bei einem Bekannten, der bei der GST ist, das Schießen. Wir schießen mit dem Luftgewehr. Einmal ging am Abzug der Hebel so schwer, daß ich die Augen zugemacht und dabei eine 10 geschossen habe, das war ein Zufall.

Angelika Strach, Laucha



Vignetten: Arndt

stsack . . . postsack . . . postsack

UNTEROFFIZIER SPRINGER fragt:

Manche zählen schon die Tage und möchten nur noch „halben Dampf machen", weil es bald nach Hause geht. Ich bin zwar dagegen, aber kann man es ihnen eigentlich verübeln?



Oberst RICHTER antwortet

Sie meinen unsere ersten Wehrpflichtigen vom April 1962. Übrigens durchweg prima Jungen. Sie haben sich besser bewährt, als es manche Pessimisten vorher wahrhaben wollten. Ja, sie haben sich durchweg als gute Soldaten eines sozialistischen Staates erwiesen. Daß diese jungen Genossen nun auch an ihre bevorstehende Entlassung denken, ist nur natürlich. Ist doch ein zu erwartender Wendepunkt im Leben wie ein Etappenziel bei einem großen sportlichen Wettkampf. Kilometer und Meter, Stunden und Sekunden werden registriert und eingeschätzt: Hast du die Zeit richtig genutzt, deine Kräfte richtig eingeteilt? Hast du deinen Mann gestanden, und wirst du auch weiterhin in Ehren bestehen?

Und da möchten nun manche nur noch „halben Dampf drauf machen", „eine ruhige Kugel schieben" oder „einen Zahn zurückstecken" – wie es so unter Experten heißt. Und das spaltet Ihre Persönlichkeit einerseits in „zwar dagegen" aber andererseits in „nicht verübeln"!

Ich jedoch bin ganz und gar dagegen und verüble beides: die Halbe-Dampf-Moral und Ihren Halbdagegen-Standpunkt.

Warum? Wissen Sie, was es heißt, in der allerletzten Phase des Lernens sowie der Ausbildung nachzulassen und – ich sage das unmißverständlich – mit dem faulen Hintern wieder einzureißen, was mit sehr viel Fleiß und Mühe im Kollektiv aufgebaut wurde? Das heißt doch, die eigene Ehre beschmutzen.

Das ist, wie wenn ein Soldat ausgerechnet im letzten Augenblick des Kampfes – dem Sieg schon greifbar nahe – vorzeitig die Waffe wieder sinken läßt. Er setzt die erkämpften Erfolge aller und auch seine eigenen damit wieder aufs Spiel! Nein, diese Moral ist eines jungen Sozialisten nicht würdig.

Dann halte ich's doch besser mit dem Gefreiten *Edgar Arndt, der kurz vor seiner Entlassung im* April d. J. erklärte: „Ich werde selbstverständlich auf meiner letzten Übung noch einmal beweisen, was ich gelernt habe. Es soll niemand sagen, wir hätten kurz vor der Entlassung nicht unseren Mann gestanden."

Er hat seinen Mann gestanden. Wollen Sie mit Ihren Genossen wortbrüchig werden?



AM PLATZ mit den zwei Namen

Es war auf einem Platz, an dessen einer Seite die Schilder einen anderen Namen trugen als auf der gegenüberliegenden. Auf diesem ungewöhnlichen Platz geschah es, daß mich ein Mädchen antippte, erst auf den Arm, dann auf die Schulter, was soviel heißen sollte wie: „Bitte, schenk mir einen Stern!“ Vielleicht werden Sie jetzt sagen: „Wo lebt denn d i e ?“ Ich kann es Ihnen verraten — gewöhnlich in Paris. Jetzt aber stand sie an jenem historischen Ort, der drüben „Hindenburgplatz“, hüben aber „Platz vor dem Brandenburger Tor“ heißt. Und sie trug eine FDJ-Bluse, die sie sich tags zuvor gekauft hatte. Offenbar war ihr auch ein Stern unserer Armee in einem anderen Sinne wert, als die Souvenirs aus Paris und Cannes dem Filmfan oder eine Streichholzschachtel dem Philomenisten.

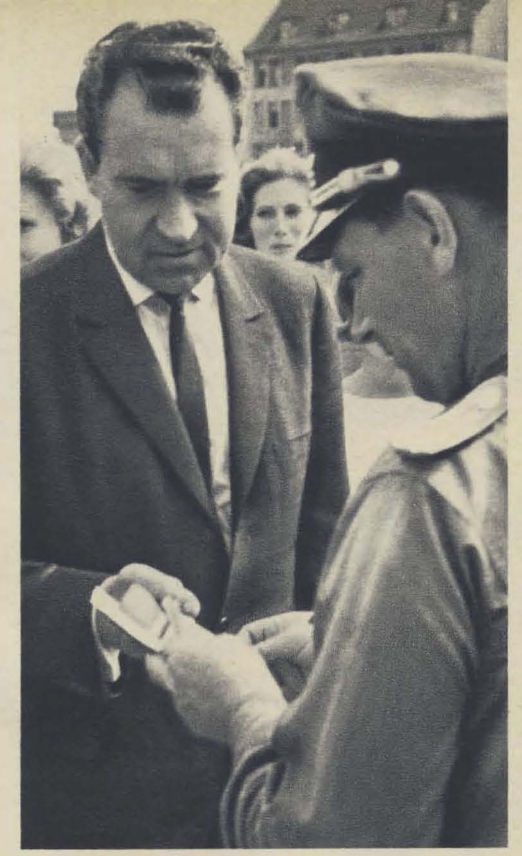
In einer lockeren Kolonne waren an diesem 13. August 1963 gegen 11 Uhr junge Franzosen gekommen. die Trikolore voran, die Marseillaise auf den Lippen. Als sie auf dem Podest vor dem Brandenburger Tor standen, hielten sie ihre Nationalfahne hoch empor. Die mit Ferngläsern äugenden Tommys jenseits des Schutzwalls sollten ruhig wissen, daß nicht alle Franzosen mit de Gaulle unter einer Decke stecken und mit Adenauer dunkle Geschäfte wider den Frieden machen.

Der Delegationsleiter hatte eine Schärpe in den Farben der Trikolore umgelegt. Er hieß Robert Taillade, war 30 Jahre alt und Bürgermeister in Auberuilliers, einem Arbeiterort, der an Paris grenzt. Alle französischen Abgeordneten dürfen zu besonderen Anlässen diese Schärpe tragen, erklärte er. Ob der Besuch am Brandenburger Tor ein besonderer Anlaß sei? „Wir wollen damit das demokratische Deutschland und seine mutigen Soldaten bei ihrem Kampf um den Frie-

den grüßen." Seine eigene Wehrpflicht habe er größtenteils im Gefängnis verbracht. Weil er seine Kameraden überzeugt hatte, nicht nach Algerien in den schmutzigen Kolonialkrieg zu ziehen. Der Soldat in Frankreich erhält übrigens einen Sold von 7 Mark im Monat. Heute, als Bürgermeister, muß er sich wieder mit den oberen Staatsorganen herumschlagen. Die de Gaulle-Partei will die Rechte der unteren Volksvertretungen, der Gemeinden, immer mehr beschneiden. Ein undemokratischer Weg und entgegengesetzt dem, der in der RDA, in der DDR, beschritten wird. Übrigens halte er es für ganz natürlich, daß die Arbeiter bei uns zu Wahlen keine Reaktionäre auf die Kandidatenlisten kommen lassen. Am meisten habe ihm bei uns die Herzlichkeit und der echte internationalistische Geist gefallen, mit denen sie aufgenommen wurden. Die Menschen, das ist der Eindruck der ganzen Gruppe, seien freundlicher und liebenswürdiger als die Pariser.

Robert — alle deutschen Roberts mögen mir verzeihen, ihr Name klingt französisch gesprochen sogar elegant — Robert also ließ sich dann zur Erinnerung fotografieren — am Schutzwall und unter dem Brandenburger Tor, mit seiner Gruppe und mit unseren Soldaten. Ein Foto zeigt ihn neben Hauptmann Ganzauge, der allen Delegationen am Brandenburger Tor ein aufmerksamer Führer ist.

Für die meisten Gäste, meint Genosse Ganzauge, ist der Besuch am Brandenburger Tor nicht nur ein fesselndes Erlebnis — „Du hast an einem der bekanntesten Plätze der Welt gestanden" —, sondern auch eine Lehrstunde. Aus Brasilien kommt man meist mit der Vorstellung her, unser Schutzwall sei 30 Meter hoch. Viele Besucher aus dem Westen glauben auch, Westberlin liege an der Grenze zwischen der DDR und Westdeutschland. (Mir fiel ein, daß wir es einmal als banal empfunden hatten, als ein hoher Politiker Ausländern auf einer Karte demonstrierte, daß Westberlin mitten in der DDR liegt.) Alle Gäste, sagt Genosse Ganzauge, sind erfreut darüber, daß die DDR so rasch das Moskauer Abkommen unterzeichnet hat. Leider wissen wir noch viel zu wenig, wie draußen in der weiten Welt viele Menschen auch für uns eintreten. Chilenen haben erzählt, daß in der Universität Santiago de Chiles die Bonner Botschaft eine Hetzausstellung gegen die DDR zeigen wollte. Schwarz auf weiß, mit offiziellen Protesten und mit Tintenfässern, wurde demonstriert, daß Professoren und Studenten das nicht wünschen. Und in Australien hatte man Fotos veröffentlicht, auf denen „DDR-Polizei Demonstranten auseinanderknüppelte". Gewerkschafter konnten beweisen, daß unsere Volkspolizei fest mit der Bevölkerung verbunden ist, besagte Fotos aber Westberliner Polizisten zeigten. Beiläufig erwähnt Genosse Ganzauge, daß er mir am 13. August des Vorjahres kaum so ruhig Rede und Antwort hätte stehen können — „wegen der vielen Krakeeler auf der anderen Seite". Er wolle schon gar nicht von den Tagen sprechen, da Ami-Panzer versuchten, bei uns einzudringen.



Eine Geste der Anerkennung für uns? Aber nicht bei US-Ultra Nixon! Um die Anerkennung der Geste: „Ihren Ausweis bitte!" kam aber auch der frühere Präsidentschaftskandidat nicht herum.

Auch er, Ganzauge, hatte nahe der Grenzmarkierungslinie gestanden, einen Meter nur vor den M 48. „Es ist gar nicht so leicht, mutig zu sein", kommentiert er diese Tage. Aber das mutige und unbeugsame Auftreten der Menschen, vor allem in den sozialistischen Ländern, zeige doch seine Früchte: In Moskau wurde ein für die Menschheit wichtiges Abkommen unterzeichnet; unsere Staatsgrenze aber — die ist heute gesicherter denn je.

Als die Jungen und Mädchen aus Paris und Marseille das Brandenburger Tor wieder verlassen haben, sehe ich, daß auch Genosse Ganzauge allen charmanten französischen Wünschen widerstanden hat und noch alle Sterne an seiner Uniform trägt — wie es die Dienstvorschrift verlangt. Aber an seiner Brust hängt eine Auszeichnung, die — streng genommen — der Dienstvorschrift nicht entspricht: ein kleiner Eiffelturm. Am Abend wird dieses Souvenir sorgsam an ein Pionierhalstuch gesteckt, zu den vielen anderen Abzeichen aus sechs Erdteilen, die Genosse Ganzauge stellvertretend für alle Armeeangehörigen erhielt, als Dank für ihren Dienst, als Anerkennung der Friedenspolitik unseres Staates, als Beweis der Solidarität. *-th*



Der Herzensbrecher

Von Kasimierz Gutaker

Migdalski putzte seine Schuhe auf Hochglanz und bügelte die Hose; dann rasierte er sich peinlich genau und kämmte sich sorgfältig, wobei er sich den Helden des Films „Der Herzensbrecher“ zum Vorbild nahm. Als er mit der Toilette fertig war, betrachtete er sich noch einmal im Spiegel.

Ausgezeichnet. dachte Migdalski, jetzt ähnle ich vollkommen dem Helden des Films „Der Herzensbrecher“. ja ich sehe sogar noch besser aus, denn jener hatte ein wenig zu schmale Schultern. während ich in der Armee in die Breite gegangen bin. Die Frauen mögen solche Männer mit breiten Schultern und schmalen Hüften.

Schließlich mußte er sich gewaltsam vom Spiegel trennen, denn in wenigen Augenblicken begann die Vorstellung. Elastischen, doch gleichzeitig ein wenig nachlässigen Schritts durchmaß er den Flur und ging hinunter. Er erwischte gerade noch einen Platz in der zweiten Reihe.

Der Vorhang ging auf, und auf die Bühne trat ein junges, blondes Mädchen. Sie sah reizend aus, es war daher nicht verwunderlich, daß sie auf Anhieb die Zuschauer eroberte, und daß die Herzen der anwesenden Soldaten höher schlugen – und als sie zu singen begann, waren alle hell begeistert. Sie sang aber auch herrlich. Man konnte meinen. eine Nachtigall schlage, so viel Natürlichkeit und ungezwungene Süße lag in ihrer Stimme.

Migdalski erstarrte zur Salzsäule. Ihr goldblondes Köpfchen wandte sich geradewegs ihm zu. Der Blick der blauen Augen ruhte deutlich auf ihm. Ausgerechnet auf ihm.

„Nettes Mädchen. nicht wahr?“ wandte sich plötzlich jemand an ihn.

Er schaute zur Seite und zuckte zusammen. Erst jetzt bemerkte er, daß links von ihm Nowak saß. ein hübscher Junge mit klugem, ernstem Gesicht; und dazu noch Unteroffizier.

„Ja, wirklich toll“, entgegnete Migdalski aufrichtig, doch sofort wurde ihm bewußt. daß es sich für einen Herzensbrecher nicht schickte, sich so naiv für das erste beste Mädchen zu begeistern. Deshalb fügte er lässig hinzu: „Aber ich kenne viel hübschere.“

Offensichtlich habe ich mich zu sehr mit ihr beschäftigt, rügte er sich im stillen. Das ist falsch. Frauen muß man immer gleichgültig und kühl behandeln. Er wünschte sich. dies blonde Mädchen möge wieder auf die Bühne kommen und wieder mit ihm kokettieren. Er würde das völlig gleichgültig aufnehmen.

Plötzlich wurde er gewahr, daß sein Wunsch in Erfüllung ging. Auf der Bühne erschien wieder die junge Sängerin. Unter den halbgeschlossenen Lidern hervor beobachtete Migdalski das schöne Mädchen. Sie schaute auf ihn. Und sie lächelte verführerisch . . .

„. . .Unter Tausenden habe ich dich gewählt,
noch heute, Liebling, sind wir beide
vermählt . . .“

sang sie, und Migdalski war schon sicher, daß diese Worte an ihn gerichtet waren.

Das Lied war zu Ende. Die Solistin wurde wieder mit donnerndem Beifall belohnt. Rufe um eine Zugabe wurden laut. Migdalski schob unwillkürlich die Brust vor. Es schien ihm, daß ein Teil des Beifalls für ihn bestimmt sei. Hatte er doch den Genossen ein kleines Konzert auf dem Instrument der Gefühle gegeben, eine Darbietung seiner hervorragenden Verführungs-

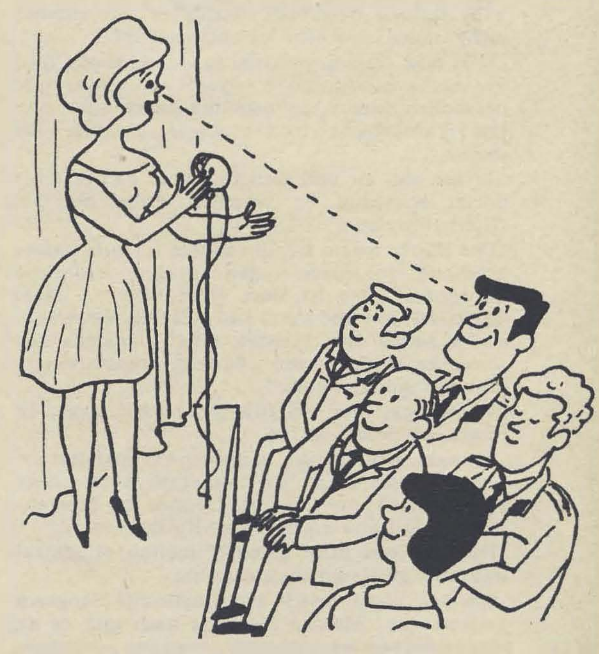


Illustration: Harri Parschau

kunst. Jetzt brauchte nur noch das so prächtig begonnene Werk vollendet werden: Er mußte den Genossen zeigen, wie das Konzert fortzusetzen war und sich mit dem Mädchen zu einem baldigen Rendezvous verabreden.

Nach der Vorstellung sollte ein Treffen der Soldaten mit ihren Gästen, den Mitgliedern der Laienspielgruppe der Hutfabrik Nr. 3 stattfinden.

In dem dafür vorgesehenen Raum herrschte ein buntes Leben und Treiben. Das war Migdalski sogar recht. Die Genossen sollten ruhig sehen, wie so etwas gedeichselt wird.

„Nun, Jungs, was sagt ihr dazu?" fragte er einige Genossen, die dichtgedrängt neben der Tür standen „Habt ihr das gesehen, dort im Saal? Sie hat mich so angestarrt, daß ich sie gleich mal fragen muß, ob sie nicht vor Sehnsucht vergeht bis morgen, denn heute bekomme ich keinen Ausgang mehr. Aber selbst wenn ich Ausgang hätte – ich würde mich für heute nicht verabreden, denn sie muß für dieses Rendezvous erst richtig gar werden. Versteht ihr? Gar werden, sich danach sehnen, entflammen vor Liebe! Also, macht's gut! Übrigens – wenn ihr Langeweile habt, könnt ihr zusehen, wie die Festung erobert wird. Nutzt den Anschauungsunterricht ..."

Die Gelegenheit war günstig, denn die Unbekannte stand allein in einer Ecke des Raumes und betrachtete irgend etwas. Migdalski straffte sich, strich sich übers Haar, senkte zur Hälfte die Lider, setzte das spöttische Lächeln auf und begab sich leichten Schritts – nicht zu sportlich und nicht zu nonchalant – zu der Sängerin. Neben ihr blieb er stehen und schielte kurz hinüber, doch sie wandte rasch den Kopf zur Seite.

Migdalski ließ sich durch diese Gleichgültigkeit nicht aus der Fassung bringen. Das arme Ding will Haltung bewahren, dachte er. Sie möchte nicht zeigen, wie sehr ich auf sie wirke.

„Darf man fragen, welchen Eindruck dieses Bild auf Sie gemacht hat?" begann er. „Denn mir persönlich scheint es nicht besonders gelungen. Die Farbgebung ist sozusagen ..., hm, ich meine ..."

Sie sah ihn an und lächelte. Aha, dachte Migdalski befriedigt, es ist schon vorbei mit der Gleichgültigkeit.

„Das Bild?" fragte sie, ihn mitten im Satz unterbrechend. In ihren Augen sprühten fröhliche Fünkchen. „Das ist doch kein Bild ..." Migdalski sah hin und verfärbte sich. An der Wand, gleich neben dem Fenster, hing – anstelle des sonstigen Bildes – der „Wochenveranstaltungsplan des Soldatenklubs".

„Früher hat hier ein Bild gehangen", sagte er rasch. Sie nickte höflich.

„Ich habe einen Fehler in diesem Veranstaltungsplan entdeckt", sagte sie nach einer Weile. „Hier steht ‚Auftritt der Laienspielgruppe der Mützenfabrik', während wir doch eine Hutfabrik sind."

„Ist denn das nicht gleich?" meinte Migdalski mit einer gewissen Herablassung.

„Das soll gleich sein?" entgegnete die Sängerin verwundert. „Meiner Meinung nach gibt es da einen Unterschied, und zwar einen beträchtlichen. Zumindest den gleichen", fügte sie nach kurzem Überlegen hinzu, „wie zwischen einem Bild und einem eingerahmten Veranstaltungsplan."

Hinter sich vernahm Migdalski Gekicher. Er drehte sich um und erblickte mehrere Genossen seines Zuges. Sie waren näher gekommen und lauschten nun dem Gespräch. Die bissigen Worte des Mädchens hatten ihn etwas aus der Fassung gebracht, doch er fing sich rasch wieder und beschloß, zum Angriff überzugehen.

„Lassen wir doch die Bosheiten", sagte er friedfertig, wobei sich ein Lächeln über seine Mundwinkel hinauswagte, und er gleichzeitig seiner Stimme einen warmen, tiefen Ton verlieh. „Ich habe Ihnen soviel zu sagen. Als ich dort, im Saal, auf Sie schaute, als ich Ihrem wunderbaren Gesang lauschte, da begriff ich, daß wir ..."

„Ach, Sie sind sehr liebenswürdig", unterbrach sie ihn, „aber Sie neigen ein wenig zu Übertreibungen. Mein Gesang ist noch sehr unvollkommen. Wissen Sie, ich nehme ja erst seit kurzem Gesangunterricht bei Frau Professor Doremicz. Die hatte viel Kummer mit mir, bis sie mir meine schlechten Manieren austrieb ..."

„Sie und schlechte Manieren?" fragte Migdalski im Ton höflicher Verwunderung. Er bemühte sich, charmant aufzutreten, denn er war zu dem Schluß gekommen, daß die Sängerin zu den Frauen gehörte, die nur durch Sanftmut und Höflichkeit zu erobern waren.

„Gewiß doch. Ich habe beim Singen immer den Kopf hochgereckt und damit gedreht, als wollte ich ein Loch in die Zimmerdecke bohren."

Migdalskis Genossen lachten fröhlich. Die scherzhafte Bemerkung der Sängerin hatte ihnen gefallen. Eigentlich gut, daß sie in der Nähe sind und jedes Wort mit anhören, dachte er. Die Aktien stehen gut, der Fisch hat angebissen.

„Was also hat Ihnen Frau Professor geraten?" erkundigte sich Migdalski, aufrichtiges Interesse heuchelnd.

„Sie riet mir, den Kopf unbeweglich zu halten und ständig einen Punkt anzustarren. Während des Unterrichts sehe ich immer einen Tonkrug an, der auf dem Tisch steht."

„Und auf diese Weise haben Sie Ihre Unart überwunden und den Weg des Ruhms beschritten", erklärte Migdalski pathetisch. „Ihr Gesang ist ..."

„Aber nicht doch!" Die Sängerin lachte. „Ich legte eine Unart ab und gewöhnte mir eine andere an. Wenn ich auf der Bühne stehe und mich das Lampenfieber packt, starre ich rasch auf einen Punkt. Ich bin dann so aufgeregt, daß ich keinen Menschen sehe, dafür steht mir ständig jener unglückselige Tonkrug vor Augen. Ein riesiges Ding, bauchig wie ein Kürbis."

Innerhalb von fünf Sekunden wechselte Migdalski dreimal die Farbe. Schließlich faßte er sich halbwegs und stammelte: „Ein Tonkrug? So ein großes, bauchiges Ding ...?"

„Ja, er ist am Rand schon etwas angeschlagen ... Aber jetzt müssen Sie mich entschuldigen, denn da kommt schon mein Verlobter, Unteroffizier Nowak."

Die Sängerin entfernte sich. Migdalski wandte sich langsam um und sah in die ernsten, andächtigen Gesichter der Genossen seines Zuges.



Major Gebauer (Bild)
und Major Haubert (Text)
nahmen an einer taktischen Übung teil.
Sie lernten vielseitig ausgebildete,
wagemutige Soldaten kennen:





Fallschirmjäger

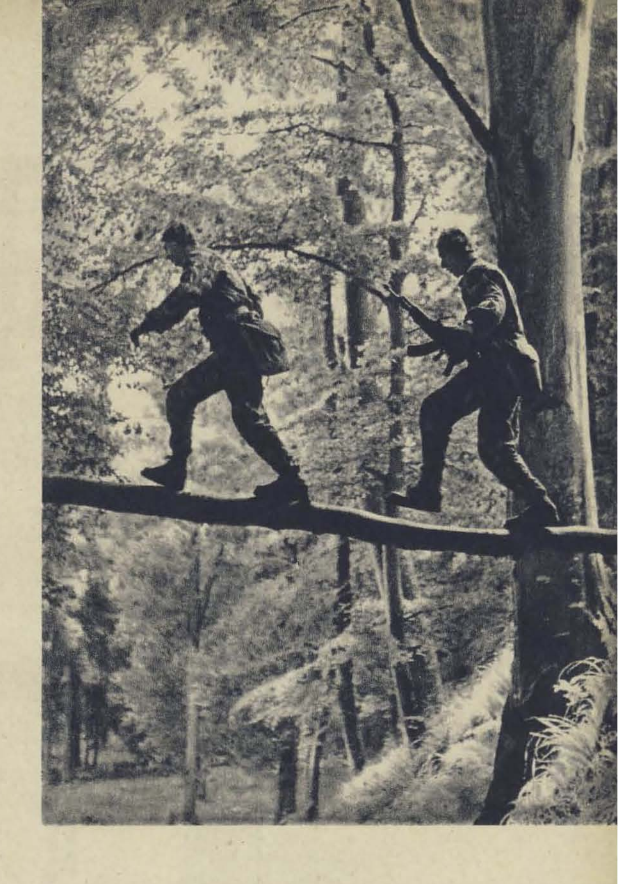
Über das weite Feld des Flugplatzes weht eine leichte Brise. 4–5 m/sec aus Nord bis Ost, konstatiert der Kommandeur der Fallschirmjägereinheit mit einem Blick auf den Windmesser. Werden die tückischen Böen wieder einsetzen wie an den Vortagen? In einer Stunde wird sich seine Einheit über dem Raum der Landung befinden. Ihr ist befohlen, im „Hinterland des Gegners" durch überraschenden Angriff einen Verkehrsknotenpunkt zu besetzen und ihn bis zum Eintreffen der frontal angreifenden Truppenteile zu halten. Noch einmal vergegenwärtigt sich der Kommandeur die Ergebnisse des Studiums der Luftbildaufnahmen und Karten, der Aufklärungsergebnisse und meteorologischen Angaben.

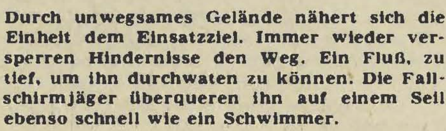
Am Rande des Platzes dröhnen Triebwerke auf und verstummen wieder. Vorflugkontrolle. Transportflugzeuge stehen bereit, ihre Last aufzunehmen. Inzwischen sind die Fallschirmjäger dabei, das umfangreiche Gepäck anzulegen: Fallschirm, Rettungsgerät, Waffe und Ausrüstungsgegenstände. Die Gruppenführer gehen von Mann zu Mann. Eine letzte gewissenhafte Kontrolle des Gurtzeugs. Minuten später heben die Transportflugzeuge von der Piste ab und nehmen Kurs auf den Landeraum.

Einer der Männer an Bord der Maschine ist Soldat Günter Zoelke; braungebrannt, stämmig. Denkt er an

Kaum gelandet, lösen sich die Fallschirmjäger vom Gurtzeug und sind im nächsten Augenblick mit dem Gelände verschmolzen. Zahlreiche Trainingssprünge gingen dieser Übung voraus. Sprünge bei Nacht, mit Verzögerung und aufgesetzter Schutzmaske.







Durch unwegsames Gelände nähert sich die Einheit dem Einsatzziel. Immer wieder versperren Hindernisse den Weg. Ein Fluß, zu tief, um ihn durchwaten zu können. Die Fallschirmjäger überqueren ihn auf einem Seil ebenso schnell wie ein Schwimmer.

Fallschirmjäger

Der Verkehrsknotenpunkt ist genommen. Die Fallschirmjäger sichern die ihnen zugewiesenen Abschnitte bis zum Zusammentreffen mit den frontal angreifenden Truppen.

Wo ein Baum ist, ist auch ein Weg. Die Fallschirmjäger sind Meister des Improvisierens. Ein Baumstamm verwandelt sich in Sekunden in eine Brücke.

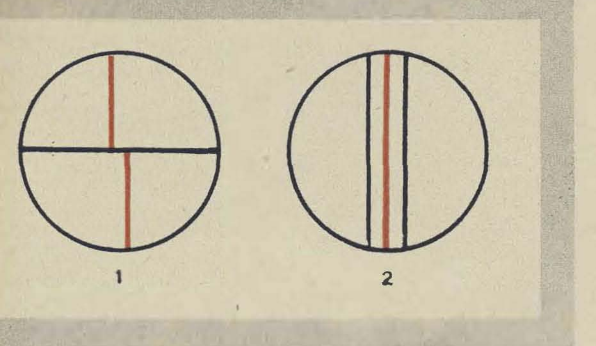
den bevorstehenden Absprung? Es kostet schon Überwindung, von einem 10-m-Turm ins Wasser zu springen. Wieviel Mut und Nervenstärke erst müssen Soldat Zoelke und seine Genossen besitzen, wenn sie bei einer Geschwindigkeit von annähernd 200 km/h aus 400 m in die Tiefe springen? Sekunden sind es nur, die der Springer nach schnellem Fall zwischen Himmel und Erde schwebt. Wie reaktionsschnell muß er sein, um in Sekunden die Lage auf dem „gegnerischen Gebiet" zu erfassen, den Schirm zu steuern, bei 5–7 m sec Sinkgeschwindigkeit sicher zu landen und im nächsten Augenblick den Kampf aufzunehmen? Wie Manfred Zoelke sind alle Fallschirmjäger der Einheit durchweg kerngesunde, sportlich trainierte Soldaten. Sie meldeten sich freiwillig zur Fallschirmjägertruppe, festen Willens, für den Schutz unserer sozialistischen Heimat zu lernen und zu kämpfen. Heute, nach harter, vielseitiger Ausbildung, werden sie eine Probe ihres Könnens ablegen.

Die Transportflugzeuge nähern sich dem Landeraum. „Fertigmachen zum Sprung!" Der Absetzer, ein Unteroffizier des Fallschirmdienstes, schiebt sich die Schutzbrille über die Augen und öffnet die Tür. Fauchend stößt ihm der Luftstrom ins Gesicht. Auf sein Zeichen korrigiert der Flugzeugführer geringfügig die Anflugrichtung, dann tritt der erste Springer zur Tür. „Sprung!" Kräftig drückt er sich ab und verschwindet in der Tiefe. Schon folgt ihm der nächste. Ein kleiner roter Verzögerungssack reißt den Schirm aus seiner Hülle. Im Moment seiner Entfaltung müssen Springer und Material einer Belastung von 400 bis 500 kg standhalten.

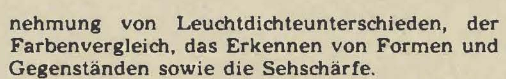
Dutzende heller Kuppeln sinken zur Erde. Da setzen die ersten Springer bereits auf, lösen sich vom Gurtzeug und sichern sofort den Landeraum. Die Ausgangsstellung für den Angriff auf den Verkehrsknotenpunkt ist in der Hand der Fallschirmjäger.



Im Eiltempo erklimmen die Fallschirmjäger einen spärlich bewachsenen Steilhang. Sie verstärken eine Gruppe bei der Sicherung einer gefährdeten Richtung.



Durch die Linse gelinst


Von Dipl.-Physiker Herbert Zimmer

Argus hieß nach der griechischen Sage jener vieläugige Riese und Wächter, dessen Beobachtung nichts entging. Der römische Schriftsteller Cicero wiederum wußte von einem Manne zu berichten, der die Ilias in so kleiner Schrift auf eine Baumrinde schrieb, daß sie noch in einer Nußschale Platz fand. Und in einem der drei Punischen Kriege soll ein Späher, der auf einem Felsen bei Marsala auf Sizilien stand, die Anzahl der Schiffe erkannt haben, die, 200 Kilometer entfernt, vor dem Hafen von Karthago lagen. Alles mit dem bloßen Auge, versteht sich, denn damals gab es noch keine Fernrohre.

Der Wissenschaft und der Technik unserer Zeit stehen allerdings hervorragende Geräte und Instrumente zur Verfügung, mit deren Hilfe sowohl die Welt im kleinen als auch der Kosmos erforscht werden kann. Oft bildet das Auge nur noch den Abschluß einer Meß- oder Geräteanordnung, und es ist deshalb lohnenswert, einmal seine Tätigkeit in bezug auf Umfang und Grenzen zu untersuchen. Das ist auch von militärischem Interesse.

Neben den einfachen Grundaufgaben wie Leuchtdichteempfindung, Farbempfindung und Raumempfindung umfaßt die Tätigkeit des menschlichen Auges eine stattliche Anzahl ziemlich komplizierter Aufgaben. Dazu gehören die Wahrnehmung von Leuchtdichteunterschieden, der Farbenvergleich, das Erkennen von Formen und Gegenständen sowie die Sehschärfe.

In Verbindung mit bestimmten Hilfsmitteln leistet das geübte Auge Beachtliches.

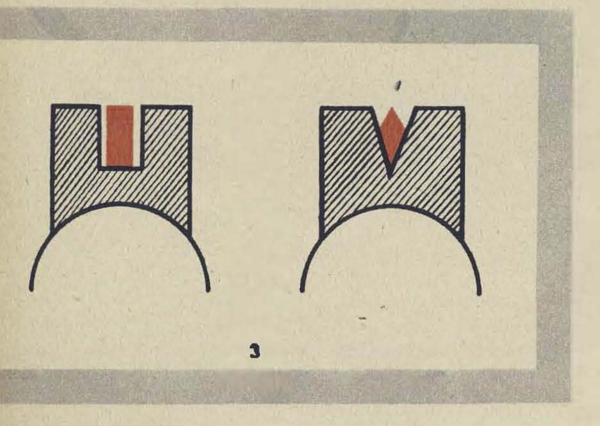
Wir wollen mit einem ganz einfachen Beispiel beginnen, das jedoch für die Meßtechnik von allergrößter Bedeutung ist, nämlich dem Auflösungsvermögen des Auges bei Parallelversetzung zweier Strichteile. Bei der Arbeit mit dem Rechenstab, bei jeder Längenmessung und wo auch sonst noch Skalen verwendet werden, begrenzt das Auflösungsvermögen die Genauigkeit. Die Bestimmtheit, mit der man zwei Strichteile übereinanderbringen kann (Abb. 1), bezeichnet man mit Nonienschärfe. Zweckmäßigkeitshalber gibt man sie im Gradmaß an. Als Leistungsfähigkeit erfahrener Beobachter kann man einen Wert der Nonienschärfe von 12 Bogensekunden (12") annehmen. Setzen wir eine deutliche Sehweite von 25 cm voraus, so entspricht das etwa einem Strichabstand von 0,02 mm. Dabei spielen natürlich Länge und Feinheit der Trennlinien eine wesentliche Rolle.

Zu noch geringeren Fehlern in der Einstellung kommt man in Fällen, in denen ein Strich zwischen zwei Parallelstrichen eingefangen wird (Abb. 2). Als Visiereinrichtung bei Schützenwaffen wird diese Möglichkeit auf verschiedene Weise genutzt (Abb. 3). Hier liegt der Fehler unter 5".

Will man aber zwei einzelne Punkte noch getrennt wahrnehmen, so müssen sie mindestens einen Winkelabstand von 60" haben. Um die Auswirkung dieser Grenze des Auflösungsvermögens an einem praktischen Beispiel zu erläutern, stellen wir uns eine Schießscheibe vor, die abwechselnd aus schwarzen und weißen Ringen besteht. Würde man bei einer Zielentfernung von 100 m die Ringbreite kleiner als 4 cm wählen, dann hätte der Schütze den Eindruck, die Scheibe sei einheitlich grau. Das genaue Anvisieren des Zieles wäre nicht möglich.

In vielen Fällen können wir deshalb mit der Wahrnehmung durch das Auge allein nicht zufrieden sein. Wir verwenden dann zum Messen eine Lupe und zum Beobachten im Gelände ein Fernrohr.

Die Lupe ist das Grundelement einer Vielzahl von optischen Geräten. Ihre Wirkungsweise ist



eigentlich recht einfach. Sie gestattet uns, mit dem Auge näher an das Objekt heranzugehen. Um dieses deutlich wahrzunehmen und um die Augen zu schonen, müssen wir ohne Lupe einen Mindestabstand von 25 cm einhalten. Mit Lupe können wir den Abstand auf einen Wert verringern, der der Brennweite der Lupe gleichkommt.

Das Objektiv des Fernrohres dagegen erzeugt vom Objekt ein verkleinertes reelles Bild. Dieses Bild wird mit dem Okular, einer Art Lupe, betrachtet.

Beschaut man das Mattscheibenbild einer Plattenkamera mit der Lupe, so hat man schon ein einfaches Fernrohr vor sich. Das Fernrohr ist also ein optisches Gerät, das entfernte Gegenstände unter einem größeren Sehwinkel als das unbewaffnete Auge zeigt und sie scheinbar näher bringt.

Sehr wirkungsvoll ist der Einsatz des Fernrohres in der Dämmerung, da für diesen Fall eine Vergrößerung des Sehwinkels das Erkennen von Leuchtdichteunterschieden erleichtert und verbessert.

Beim Beobachten im Gelände interessieren neben dem bloßen Erkennen des Gegenstandes aber auch noch sein Bewegungszustand und seine Entfernung zum Beobachter.

Der Eindruck einer Bewegung kommt einmal durch das Wandern des Bildes auf der Netzhaut des Auges zustande und zum anderen auf Grund der Lageveränderung des Gegenstandes zu seiner Umgebung. Die Vergrößerung des Sehwinkels beeinflußt in dieser Hinsicht die Beobachtungsmöglichkeit ebenfalls vorteilhaft.

Eine weitere wichtige Eigenschaft des Auges ist das körperliche Sehen. Obwohl wir es mit einer Abbildung des dreidimensionalen Raumes auf eine Ebene zu tun haben, sind wir, vermöge des beidäugigen Sehens, in der Lage, Formen und Gegenstände zu erkennen und Entfernungen abzuschätzen. Aus der geringen Verschiedenheit der beiden Bilder und auch aus der verschiedenen Blickrichtung der beiden Augen schließen wir dann auf Entfernung und Form der Körper. Der erfahrene Kraftfahrer zum Beispiel weiß, wann er bremsen muß, um an einer Straßenkreuzung noch rechtzeitig halten zu können. Sogar beim Ausfall eines Auges können wir im gewissen Grade noch Entfernungsunterschiede abschätzen. Ein großer Teil unseres „Sehens" ist nämlich Erfahrung, ist Kombination der vom Auge gemeldeten Lichteindrücke mit der Erinnerung an ähnliche Erscheinungen. Wird jedoch eine präzise Angabe der Entfernung verlangt, so bedient man sich optischer Instrumente. Die Ziel- und Standwinkel-Entfernungsmesser beruhen auf dem Prinzip der Dreiecksvermessung, und die Raumbild-Entfernungsmesser erzeugen bei binokularer Betrachtung des Geländes eine Entfernungsskala, die scheinbar in die Tiefe des Raumes läuft — ähnlich der Weitenmarkierung bei leichtathletischen Wurfdisziplinen.

Wir haben es also heutzutage leichter als der Späher von Marsala, und wir sollten uns dafür dankbar zeigen: Durch Übung des Auges und durch gute Pflege sowie richtige Behandlung der uns anvertrauten optischen Geräte.

Waffenbrüder Magazin

Am 23. September begeht die Bulgarische Volksarmee und am 29. September die Ungarische Volksarmee ihren Jahrestag.



•

Daß man die Nachtausbildung auch nach den bedeutend kürzeren, für die Ausbildung am Tage geltenden Zeitnormen durchführen kann, bewiesen vor kurzem die Einheiten Golischew, Lapin und Bondar, die zur Gruppe der zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte gehören.

•

Hohe Anerkennung für sein hervorragendes Können zollten die Genossen der funktechnischen Kompanie Schüler dem Soldaten Anatoli Bandorenko aus einer sowjetischen Nachbareinheit, der während einer gemeinsamen Truppenübung den Befehl erhielt, auf ihrem Gefechtsstand zu arbeiten. Mit vereinten Kräften lösten die beiden Einheiten erfolgreich die ihnen gestellten Aufgaben.

•

Zu Ehren des 20. Jahrestages der Polnischen Volksarmee am 12. Oktober errichteten die Angehörigen des 1. Warschauer mittleren Panzerregiments „Helden der Westerplatte" ein Ausbildungszentrum für die Unterwasserfahrt und ersparten dadurch dem Staat über eine Million Zloty.

•

1755 Soldaten eines tschechoslowakischen Verbandes konnten für die von ihnen anläßlich des IV. ČSM-Kongresses vollbrachten Leistungen als „Bester Soldat" ausgezeichnet werden. 219 Gruppen, 55 Züge und 12 Kompanien erhielten den Titel „Beste Gruppe", „Bester Zug", „Beste Kompanie". Durch die Erfüllung von 9000 Einzel- und Kollektivverpflichtungen konnte in diesem Verband die Ausbildungs- und Erziehungsarbeit wesentlich verbessert werden.

•

Was ißt Soldat János? GEFÜLLTE PAPRIKA Paprikaschoten abbrühen und mit Schweinefleisch, geräuchertem Speck, halbgarem Reis sowie Ei füllen. Füllung salzen und pfeffern. Gefüllte Schoten in Tomatentunke etwa eine Stunde kochen.

Die goldene Acht





Die goldene Acht — der Name mag an eine Jazzband erinnern oder an die artistische Glanznummer eines Varietés. Irrtum! Gewiß, reißerische Titel sind nicht üblich im Sport. Und trotzdem: Ist es nicht recht und billig, eine stolze Siegermannschaft, geehrt mit acht funkelnden Goldmedaillen, so zu nennen? Bleiben wir also bei der goldenen Acht, deren rosa Paspelierung sie als ein Kollektiv junger Panzersoldaten ausweist. Beim Armeesportfest in Leipzig errangen Unterfeldwebel Jäger, die Unteroffiziere Röder und Söllner, die Gefreiten Kles und Kaufmann sowie die Soldaten Nußbaum, Biehl und Döbbelin in der militärischen Hindernisstaffel den kobaltblauen Wanderpokal der FDJ. Ein hart erkämpfter Sieg. Erkämpft an Balancierbalken und Sprossenleiter, Eskaladierwand und Kriechhindernis (links) — in einem Wettkampf, der anschaulich wie kaum ein zweiter Wert und Inhalt der militärischen Körperertüchtigung demonstriert. Dennoch lag er jahrelang brach in vielen Truppenteilen. Leipzig, wo er bei der internationalen Armeespartakiade des Jahres 1958 seine größten Triumphe feierte, darf den Verdienst für sich in Anspruch nehmen, ihn zu neuem Leben erweckt zu haben. Die goldene Acht aus Gotha war der erste Sieger. Nicht zufällig. Denn dort hat man sich lange und gut vorbereitet — und die militärische Hindernisstaffel auch in das obligatorische Programm eigener Sportfeste aufgenommen. Unter diesen Umständen die goldene Acht zu fragen, ob es sich gelohnt hat, ist wohl müßig . . . *FREG*

Lohnschein unter der Lupe

„Ich suche bei Euch Reservisten und neue Lohnformen!" platzte ich in den Berliner Elektroapparatewerken in eine Kampfgruppenberatung hinein. „Komm' zu uns ins Relaiswerk". meinte der Waffenwart. „Da kriegst du die armeebezogene Technik gratis dazu. Wenn die Hebamme aus Berlin dem Soldaten Schulze in Leipzig die Geburt eines Sohnes anzeigt. arbeitet in der automatischen Selbstwählanlage ein Relais. Wenn dieser Schulze dann selbstbewußt alle Schießscheiben umlegt. haben die Treffer einen Stromkreis geschlossen und Relais das Umfallen ermöglicht. Und wenn der gleiche Soldat dann abends übermütig einen Totospielautomaten traktiert. sitzen darin auch Relais von uns. Also: Von der Wiege bis zum (Groschen)-Grabe – Relais, Relais. Willst du also, Schlaukopf. deinem Namen Ehre machen, gib uns die Ehre."

So sprach der Waffenwart Schulze, auch Kampfgruppenschulze genannt. Und plötzlich hatte ich eine Blitzidee: Ich beschloß alle Schulzes im Relaiswerk unter die Lupe zu nehmen . . .

„Bei uns hat die Minute 60 Sekunden." Der diese scheinbare Banalität sagte. war Hammerschulze. und der ihm diesen Spitznamen verpaßt hatte, stand gerade bei ihm – ein Normer mit Stoppuhr. Seit 20 Stunden wurde ein neuer Typ Gewindebolzen geschnitten. In 11 Sekunden ein Bolzen. so hatten die Normer festgelegt – vom Schreibtisch aus! ‚Weil der Bolzen auf der Zeichnung ja so ähnlich wie frühere Bolzen aussah.' Aber der neue hatte seine Tücken. Sie maßen zwar nur Hundertstel. kosteten aber Sekunden. Zwei Schichten hatten sich die Arbeiter herumgequält. Vergeblich! 11 Sekunden? Ein Ding der Unmöglichkeit! Also her mit dem Normer! Und dann wurde probiert und diskutiert. „Dreh' doch etwas schneller!" – „Ich werde die Maschine langsamer laufen lassen! Sonst brech' ich den Grat ab." – „Stell lieber genauer ein!" Hammerschulze drehte an ein. zwei Schrauben und half mit einem leichten Hammerschlag nach. Darauf der Normer: „Ein Einrichter ohne Hammer ist ein Jammer!" Und er drückte auf die Stoppuhr. – Dieses bissige Sprüchlein hatte damals Hammerschulze seinen Spitznamen eingebracht. In der Tat: Die Bedienungsanleitung kennt keinen Ham-



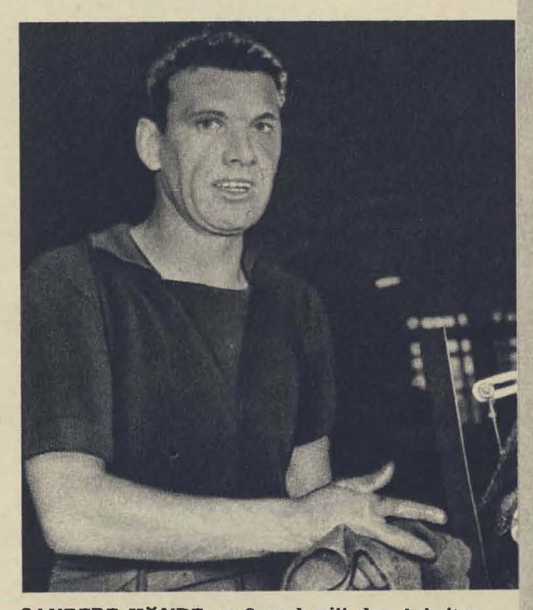
mer. Aber alle Einrichter benutzen ihn. Und Schulze hat sogar nur einen aus Aluminium. Trotzdem: In der Halle gibt es keinen Hammerlehmann oder Hammerjacob, sondern nur einen Hammerschulzen. – Bei 24 Sekunden blieb die Stoppuhr stehen. Und auf 24 Sekunden einigte man sich als Norm für den Bolzen. „Früher hätte es 50 Sekunden oder 60 gegeben", erklärte mir Hammerschulze. „Die Minute hatte bei uns 120, 150 Sekunden, und wir erfüllten die Norm mit über 200 Prozent. Wir sollten auf unser Geld kommen. Aber ganz wohl war uns nicht. Diese Schaukelnormen waren kein Maß für die gerechte Entlohnung nach der Leistung. Und Basis der Betriebsplanung, was die Norm auch sein soll, war sie bei uns schon gar nicht ..."

Den folgenden Schulze würde ich Presseschulze nennen, denn ... doch lesen Sie selbst, was er sagte: „Jetzt haben wir reale Normen, das sollten Sie schreiben. Der Betrag, der darüber liegt, damit wir auf unser Geld kommen, ist heute ein fester DM-Betrag, d. h. von der Normübererfüllung unabhängig. Das ist im ganzen Betrieb so, übrigens ein Frauenbetrieb! Granaten gibt es da – manchmal bereust du fast, daß du verheiratet bist. Das schreiben Sie natürlich nicht. Früher standen wir also im üblichen Leistungslohn. Für die doppelte Zahl Gewindebolzen gab es das doppelte Geld. Was haben wir da gemacht? Was haste, das kannste – hochgejagt die Maschinen! Und das Ergebnis? Viel Havarien, viel Stillstandszeiten! Unser Geld stimmte, aber der Betrieb hatte großen Schaden – das können Sie ruhig schreiben. Und auch das. Wir hatten schon über 1000 Mark. Uns war das angenehm, aber doch nicht ganz geheuer. Wer deckte da noch seine Reserven auf?! Heute arbeiten wir im Zeitlohn. Wir haben zwar unsere Norm, aber mehr Teile machen, das ist nicht gefragt. Die Maschinen dürfen nicht 3 Prozent zu langsam, aber auch nicht 3 Prozent zu schnell laufen. Wo da die materielle Interessiertheit bleibt? Der feste DM-Betrag ist an die Qualität, an Pünktlichkeit und an andere Faktoren gebunden. Bei mehr als 3 Prozent Ausschuß gibt es Abzüge. So hatten wir keine Ursache mehr, unsere Reserven geheimzuhalten – bedienten wir früher vier Maschinen, so sind es heute sechs. Das können Sie alles schreiben. Es kommt also darauf an, an jedem Arbeitsplatz die Lohnform zu finden, die am meisten zur Steigerung der Arbeitsproduktivität anreizt. Allerdings kommen wir im Automatensaal nur noch knapp an die 1000 heran. Aber das würde ich nicht schreiben; denn daß welche weniger bekommen, ist nicht typisch. Andere mit niedrigeren Gehältern erhalten dafür mehr. Insgesamt wird nicht weniger Lohn bei uns ausgezahlt. Das müssen Sie schreiben ..."

„Gib' ihm drei Knallkörper, und er fühlt sich selig!" Den ein Freund so charakterisierte, war Wummerschulze, auch Pistolenschulze genannt. Ich traf ihn, als er über den 13. August diskutierte. Pistolenschulze: „Was sagst du zum 13. August?" Der andere: „Scheiße! sag ich, Scheiße!" – Pistolenschulze verblüfft: „Scheiße? Weshalb?" – „Ganz einfach. Weil die Hühner keinen Auslauf haben." Hatte der andere ihn



DREIMAL materielle Interessiertheit auf seinem Arbeitsgebiet nannte uns Reservist Genosse Borcherding. Der Prämienfond wird 1. durch guten Absatz und Erfüllung der Pläne erhöht und 2. durch Bruch der Verträge und folgende Vertragsstrafen vermindert. 3. arbeiten seit Juli auch die Angestellten nach einer neuen Prämienordnung. Je Monat ist eine feste Prämiensumme für Schwerpunktaufgaben festgelegt.



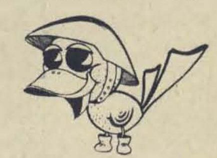
SAUBERE HÄNDE muß und will der Arbeiter haben. Nur durch den Appell ans Gewissen können wir die gewünschten Produktionserfolge nicht erreichen. Aber ohne diesen Appell geht es auch nicht. Das würde zu Egoismus, Raffgier und letztlich zum Betrug führen. Die Einheit von moralischen und materiellen Anreizen – das ist kein aus der Not geborenes Prinzip, sondern ein ökonomisches Gesetz des Sozialismus.

Absatzkontrolle

nur aufs Kreuz legen wollen? Oder wollte der mit einem Witz einer klaren Antwort ausweichen? Pistolenschulze jedenfalls gab zurück: „Hattest du dich nicht drüben beworben? Dich wollten sie doch nur nicht, weil du zu alt bist!“ Dann – mit mir allein – sagte Pistolenschulze: „Wenn der mich aus der Hüfte anschießt, schieße ich aus der Hüfte zurück.“ – Was der 13. August mit den neuen Lohnformen zu tun hat? Bereits vor dem 13. August sollte das Lohngefüge ins richtige Gleis gebracht werden. Einige Böswillige streuten daraufhin böswillige Gerüchte aus. Die Kapitalisten in Westberlin lockten zu gleicher Zeit mit 70 Prozent Lohn in Westgeld und dem Schwindelkurs von 1:5. Auch aus dem Automatensaal folgten einige den Westberliner Rattenfängern. Dann kamen sie zurück. Es kamen auch Arbeiter, die bereits 30 Jahre bei Siemens und Schwarzkopf gearbeitet hatten. Manche machten vor dem Meister einen Diener – wie sie es beim Kapitalisten gelernt hatten. Das war vor zwei Jahren. Es wäre noch verfrüht zu sagen, daß es bereits in allen Köpfen klar ist über den 13. August. Aber klarer ist es sicherlich bei vielen darin.

Alles in allem: Die offenen Grenzen erlaubten es damals nicht, die materielle Interessiertheit voll und gerecht im Betrieb anzuwenden. Übrigens sei vermerkt, daß Pistolenschulze wegen seiner Aktivität in den Wochen nach dem 13. ausgezeichnet wurde und seine Beinamen Pistolenschulze oder auch Kampfgruppenschulze erhielt ...

Vielleicht ahnen Sie es schon, werter Leser: Pistolenschulze, Kampfgruppenschulze und Hammerschulze – das sind gar keine verschiedenen Menschen. Es ist ein und derselbe temperamentvolle und bewußte, einsatzbereite und schlagfertige Arbeiter. Der übrigens ohne Beruf von der Armee zurückkam und in Kursen den hochqualifizierten Beruf eines Einrichters erlernte. Wir werden ihm seine Spitznamen nicht nehmen können. Wozu auch – drücken sie doch alle treffend eine Seite seines Wesens aus. Aber das Treffendste ist wohl, wenn wir zu ihm sagen: Genosse Schulze.

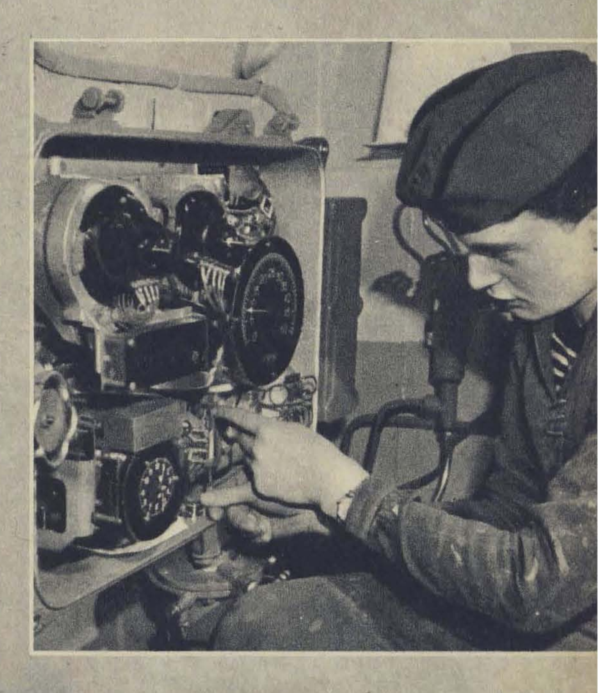


Noch deutlich hat Hans-Georg Müller das Bild in Erinnerung: den Kai, die aufragenden Kräne, die Stapel von Schiffsausrüstungen – und am Liegeplatz des Küstenschutzschiffes die Werftarbeiter, die der Besatzung zum Abschied zuwinkten. Ganz vorn stand ein grauhaariger Alter: Pawel Fjodorowitsch Botosow, der sowjetische Spezialist für die Kompaßanlage. Er war gekommen, um ihm Lebewohl zu sagen.
Für Hans-Georg Müller war dieser Tag der Abschied von einem Menschen, den er schätzen und achten gelernt hatte.
Mehrere Monate hatte das Küstenschutzschiff in der Werft gelegen. Während dieser Zeit arbeitete

Die Werft war seine Schule

der hochaufgeschossene Thüringer mit den Werftarbeitern zusammen, die im Navigationsabschnitt des Schiffes die Kompaßanlage, Fahrtmesser, Funkpeiler und Echolot überholten.
Die Schule, das Studium am Pädagogischen Institut und seine Tätigkeit als Lehrer in einem Dorf im Eichsfeld hatten ihm, dem Arbeiterjungen, ein gutes Rüstzeug mit auf den Weg gegeben. Und dennoch: Vor dem komplizierten „Innenleben" der modernen Geräte, die er als Elektro-Nautiker später bedienen und überwachen sollte, glaubte Hans-Georg Müller kapitulieren zu müssen. Unentwirrbar schien ihm die Vielzahl von Leitungen und Bauelementen, unerklärlich die Arbeitsweise der verschiedenen hochempfindlichen Übertragungsteile.
In Pawel Botosow, der die Kompaßanlage installierte, fand Hans-Georg Müller einen guten Verbündeten. Als er ihm von seinen Zweifeln erzählte, sagt der alte Werftspezialist: „Sogar wir Alten setzen uns noch auf die Schulbank, wenn es um die moderne Technik geht. Und ihr Jungen solltet das nicht begreifen?" Pawel Botosow wurde nicht müde, die Fragen zu beantworten, die der junge Matrose in etwas holprigem Schul-Russisch an ihn richtete. Er erklärte ihm jede Einzelheit, hieß ihn bei der Arbeit auf seine Finger zu sehen und griff schließlich zu Bleistift und Papier, wenn sich Hans-Georg Müller in bestimmte technische Vorgänge nicht hineinfinden konnte. Nach Wochen gemeinsamer Arbeit war für Hans-Georg Müller das komplizierte „Innenleben" der Geräte gut überschaubar und das Unerklärliche nunmehr logisch und verständlich. „Einen besseren Lehrmeister als Pawel Botosow könnte ich mir nicht vorstellen", sagt er über diese Zeit.
Hans-Georg Müller, inzwischen Stabsmatrose geworden, hat seinen Lehrmeister nicht enttäuscht. Seine Gefechtsstation ist heute eine der besten des Schiffes. Die Geräte, von deren einwandfreier Funktion die Führung des Schiffes ebenso wie die Feuerleitung abhängen, sind bei ihm in guten Händen.
Der Kompaßraum ist Hans-Georg Müller zum zweiten Zuhause geworden. Lange bevor das Schiff den Hafen verläßt, bezieht der Elektro-Nautiker seine Wache. In genauer Reihenfolge schaltet er die Anlage ein. Er wartet, bis der Mutterkompaß eingeschwungen ist, prüft, vergleicht, schaltet die Tochtergeräte zu und vergleicht wieder, so daß man meinen möchte, die Präzision der Geräte hätte sich auf ihn übertragen. In diesen Stunden bleibt Hans-Georg Müller keine Zeit für einen Blick in die Bücher, die griffbereit auf einem Wandbrett liegen. Neben einem dicken deutsch-russischen Wörterbuch haben dort Instruktionen und Fachbücher ihren Platz, aus denen er nach der Praxis auf der Werft seine theoretischen Kenntnisse vertieft.
Stabsmatrose Müller gibt sich mit dem Erreichten nicht zufrieden. Das mag auch ein Grund gewesen sein, daß ihn seine Genossen in die FDJ-Leitung des Schiffes wählten.
Und seine Zukunftspläne? 1964, nach Ablauf seiner Dienstzeit, will Hans-Georg Müller noch fünf Jahre bei der Handelsflotte zur See fahren und dann zu seinem Beruf zurückkehren. Unerfüllbare Wünsche? Der Elektro-Nautiker weiß, daß ihm unser Staat eine klare Perspektive gibt, mit der er seine persönlichen Wünsche in Einklang bringen kann. Die Kinder, die er später unterrichten wird, werden ihren weitgereisten und im wahrsten Sinne polytechnisch gebildeten Lehrer gewiß ebenso schätzen, wie Hans-Georg Müller seinen Lehrmeister Pawel Botosow.

F. Haubert





Die aktuelle Umfrage

Kampfsport nicht gefragt?

„Kampfsport! – Zählt da nicht auch Boxen dazu?“ runzelt Soldat Hans-Werner Donath (22) argwöhnisch die Stirn.

„Natürlich.“

„Nee, nee, nee – dann will ich nichts zu tun haben damit“, wehrt er ab.

„Und warum nicht?“

„Na, hören Sie mal, Boxen, das ist doch ... Lesen Sie Jack London!“

Bitte:

„Der Gong ertönte, und der Kampf begann. Dreiviertel der Entfernung legte Danny in einem Sprung zurück, um seinem Gegner auf den Leib zu kommen, ein Vorstoß, der deutlich verriet, daß es seine Absicht war, den kleinen Mexikaner mit Haut und Haaren zu fressen. Er griff nicht mit einem Schlage, nicht mit zweien, nicht mit einem Dutzend Schläge an. Es war ein Wirbelwind von Schlägen, ein vernichtender Sturm. Rivera verschwand gleichsam. Er wurde überschüttet, begraben unter Lawinen von Schlägen, die ein Meister von überall her austeilte. Er wurde über den Haufen gerannt, gegen die Seile gefegt, vom Schiedsrichter losgebracht und abermals gegen die Seile geschleudert.

Es war kein Kampf. Es war ein Gemetzel, ein Blutbad. Wahrhaftig: Danny wußte, was er konnte – es war eine fabelhafte Leistung. Das Publikum war seiner Sache so sicher und dabei so aufgeregt und voreingenommen, daß es ganz übersah, daß der Mexikaner sich noch auf den Beinen hielt. Es sah ihn kaum, derart verschwand er unter der mörderischen Attacke Dannys. Eine Minute verging auf diese Weise, und noch eine. Dann sah das Publikum in einem Augenblick, als die Kämpfenden getrennt waren, deutlich den Mexikaner. Seine Lippe war gespalten, seine Nase blutete. Als er sich umdrehte und wankend in den Clinch ging, sah man dort, wo er die Seile berührt hatte, rote Streifen auf seinem Rücken, aus denen das Blut hervorquoll ...“

„Pfui Teufel, noch mal“, ekelt sich Stabsgefreiter Thomas Redig (21), „und das nennt sich nun Sport.“

Allerdings, mit Sport hat das wenig zu tun. Dafür spricht auch die Tatsache, daß Jack London in seiner Geschichte einen Profi-Boxkampf schildert, den der kleine Mexikaner Felipe Rivera gewinnt und dessen Erlös, fünftausend Dollar, er tags darauf zu den Revolutionären seines Landes bringt, auf daß sie hiermit Gewehre für den Befreiungskampf kaufen können. Was zugleich auch der Grund gewesen, weshalb er überhaupt in den Boxring der Profis gestiegen war.

Wo man sich die „Fresse“ poliert?

Doch nicht darum geht es.

Leider finden wir bei uns heute noch viele Menschen, denen auf Anhieb ebensolche blutrünstigen Visionen entstehen, hören sie von irgendeinem Faustkampf.

Der Boxer ist in ihren Augen „ein stumpfsinniger, gefühlloser Schläger“ (Flieger Horst Wondrich, 22), der „nicht viel Grips unter der Gehirndecke hat, dafür aber um so härter im Nehmen ist“ (Unteroffizier Alf Reichert, 20). Demnach ist Boxen für sie eine „rohe Sportart“ (Obermatrose Horst Schucke, 22), wo man sich, nach Ansicht von Feldwebel Rainer Sommer (24), „gegenseitig die ‚Fresse‘ poliert“.

Unter diesen Umständen war es für mich äußerst reizvoll, knapp hundert Genossen, natürlich unabhängig voneinander, zu fragen: Nehmen wir an, ihre Sportgruppe riefe zu einem Boxturnier mit erleichterten Bedingungen auf – würden Sie mitmachen?

Wenn mein Gegner kein Riese ist ...

„Gern“, entgegnet Gefreiter Hans-Walter Krüger (21), und auch Kanonier Klaus Neumann (26) antwortet mit einem klaren „Ja!“

„Selbstverständlich“, meint Unterleutnant Fritz Kohout (23). Demgegenüber erwidert Gefreiter Joachim Thorenz (22): „Niemals!“ Seine Ablehnung erklärt er wie folgt: „Ich möchte doch hinterher nicht mit einem Veilchen 'rumlaufen.“ Diesen Wunsch hat Gefreiter Wolfgang Grätz



Unteroffizier Georg Puchalla (20): „Es wäre bestimmt ein großer Vorteil, wenn der Kampfsport Judo als Pflichtteil in die Ausbildung aufgenommen würde . . .“

(21) sicher ebenfalls nicht, trotzdem wäre er dabei. Seine Frage: „Wer organisiert das?“ Bejahend stellt sich auch Stabsmatrose Günther Wolff (25) zu meinem Vorschlag, desgleichen Flieger Hans Kehr (18). Feldwebel Klaus Eckert (24) wiederum findet, daß so etwas nichts für ihn sei. Unteroffizier Hans-Joachim Vasel (21) würde dagegen sofort mitmachen — „wenn mein Gegner kein Riese ist“, was sich ja durchaus vermeiden läßt. Der Chor der 71 Ja-Stimmen, welcher die 23 Verneinungen meiner Frage weit übertrumpft, wird von dem Offiziersschüler Manfred Cerajewski (22) beschlossen. Er gibt seine Meldung mit der Begründung ab: „Boxen — das ist Sport für ‚ganze Männer‘!“

Boxhandschuhe in jeden Zug!

„Schätzt man die Ergebnisse der Ausbildung und der militärischen Körperertüchtigung ein, dann muß gesagt werden, daß jene Genossen, die systematisch Judo, Boxen und Ringen betreiben, physisch besser entwickelt, widerstandsfähiger sowie höher belastbar sind als andere“, wirft Oberst Horst Stechbarth (38) ein.
Zugleich empfiehlt der Vorsitzende des Bezirkskomitees Neubrandenburg der ASV Vorwärts: „Meiner Meinung nach gehören in jeden Zug Boxhandschuhe. Die Stunden der militärischen Körperertüchtigung sollten häufiger mit Box- und Ringkämpfen abgeschlossen werden. Dabei brauchen wir uns nicht so starr an die Wettkampfregeln und bestimmte Anlagen klammern; Boxkämpfe von dreimal einer Minute und Ringkämpfe aus dem Stand, bei denen der Gegner ohne Hilfe der Beine zu Boden gebracht werden muß, erfüllen auf Massenbasis vollkommen ihren Zweck. Ferner sollten wir gemeinsam mit der FDJ erreichen, daß jeder Soldat in seiner Dienstzeit nicht nur das Sport- und Schwimmabzeichen, sondern auch den gelben Gürtel im Judo erwirbt.“
Bitte, diskutieren wir diese Vorschläge, erkundigen wir uns, ob Kampfsport überhaupt gefragt ist in den Einheiten.

Tut das nicht weh?

„Jawohl, ich empfinde es als großen Mangel, daß bisher noch wenig Wert auf den Kampfsport gelegt wird“, erklärt Gefreiter Detlef Krüger (20). Und Gefreiter Bernd Häntzschel (21) meint: „Ich wäre sofort dabei, wenn es darum ginge, Boxen zu lernen und mit Judo anzufangen.“ Funker Hans Seyboldt (19) fragt dagegen erst einmal vorsichtig: „Tut das nicht weh?“
Ähnliche Gesichtspunkte scheint Offiziersschüler Rainer Klöpsch (23) zu haben, wenn er die Bedingung stellt: „Mein erster Partner müßte aber eine Frau sein!“ Klipp und klar antwortet Unteroffizier Rainer Kochzius (20): „Judo gehört zur Ausbildung jedes Soldaten, egal in welcher Waffengattung er dient.“
„Im allgemeinen wird der Kampfsport viel zu wenig gefördert“, stellt Stabsmatrose Jürgen Hoffmann (20) fest. „Das fängt bei uns schon da-

mit an, daß die Turnhalle als Lager benutzt wird." Unteroffizier Hans-Helfried Behring (19): „Ich habe mich mit vielen Genossen bei uns unterhalten. Sie alle sagen: Es ist schade, daß gerade der Kampfsport oft noch eine völlig untergeordnete Rolle spielt."

Auf jeden Fall von Vorteil

„Dabei könnten speziell Boxen und Judo eine außerordentlich wichtige Ergänzung der Nahkampfausbildung sein", betont Major Karl Heinz Wehr (33), Verdienter Meister des Sports. „Im Zweikampf Mann gegen Mann zeigt sich die Charakterstärke eines Menschen, wird Mut, Schnelligkeit und Reaktion, Einsatzbereitschaft und das ‚Sich-selbst-überwinden' geschult." Soldat Harald Schuldes (21) pflichtet ihm bei: „Ein Judotraining wäre für die Gefechtsausbildung auf jeden Fall von Vorteil."

Im Bereich der Luftstreitkräfte Luftverteidigung scheint man da schon etwas weiter zu sein, erfreuen sich – nach den Worten von Oberst Rudi Bräutigam (44) – Boxen und Judo dort „größter Beliebtheit". Das trifft „vor allem auf die Fla-Raketeneinheiten und funktechnischen Truppen" zu. Besonders hervorzuheben ist dabei, daß der Bezirk Cottbus der ASV Vorwärts in diesem Jahr bereits eine stattliche Anzahl Übungsleiter für die genannten Kampfsportarten ausgebildet hat.

Offiziere im Sparring

Aus Rostock meldet sich Fregattenkapitän Werner Winkler zu Wort. Er berichtet, daß die Boxausbildung zu einem festen Bestandteil aller Fachtagungen der Offiziere für militärische Körperertüchtigung geworden ist. Jeder Genosse beherrscht die boxerische Grundschule und nimmt an Sparringskämpfen teil.

Wie sich das in der Praxis des Sportbetriebs niederschlägt, erzählt Genosse Fritz Engel (40): „Unter dem Motto: ‚Welche Kompanie gewinnt den Pokal?' wurden kürzlich in den Dienststellen St. und Gr. sogenannte Laien-Boxkämpfe ausgetragen. Sie lösten eine große Begeisterung unter den Matrosen aus und waren der Auftakt für weitere Veranstaltungen dieser Art. Da alle Wettkämpfe ausgesprochenen Massencharakter trugen, wurden besondere Wettkampfbestimmungen angewandt – so unter anderem eine verkürzte Kampfdauer, Handschuhgewicht von 10 Unzen, verstärkter Ringbelag usw."

Kommentar von Unteroffizier Dieter Linge (19): „Wenn das so ist, dann würde ich auch mitmachen, obwohl ich sonst keine Ahnung vom Boxen habe."

Dasselbe (nicht) in grün . . .

. . . organisierte Hauptmann Erich Zühlsdorf (30) in der ASG Frankenberg – nämlich ein Massenturnier im Ringen mit 29 Teilnehmern. Auch das ist also möglich, und sogar ohne Verletzungen, die manche Kommandeure immer bei derartigen Anlässen befürchten.

Genug der Beispiele.

„Prinzipiell", meint Oberstleutnant Günter Hiemer (41), „müßte im Gesamtbereich der ASV Vorwärts dazu übergegangen werden, alle Genossen dafür zu interessieren, bestimmte Elemente aus dem Kampfsport bis zur vollendeten Beherrschung zu erlernen. Ich denke dabei an die Fallübungen vor-, seit- und rückwärts sowie die zweckmäßigsten Abwehrgriffe im Judo, an den geraden Schwinger und Haken auf bestimmte Körperpartien im Boxen und an verschiedene Elemente des Freien Ringkampfes, besonders den Achselwurf, doppelten Beinausheber, Spaltgriff und Hüftwurf."

Fassen wir zusammen.

Mit Fug und Recht darf ich nach den Ergebnissen dieser Umfrage konstatieren, daß die weitaus überwiegende Mehrzahl jener Genossen, mit denen ich mich unterhielt oder die mir schrieben, das Wörtchen „nicht" aus der Titelfrage rigoros gestrichen hat. Fazit: Kampfsport ist gefragt bei unseren Soldaten.

Man wird doch mal fragen dürfen

Deswegen schließe ich mich den Worten des Stabsgefreiten Lothar Körner (21) an: „Man wird doch mal fragen dürfen, warum der Kampfsport ausgerechnet im Wettbewerb der ASV Vorwärts bislang kaum eine Rolle spielt?"

Ein Vorschlag dazu wie auch zum System der militärischen Körperertüchtigung. Vielleicht sollte man bei der Vorbereitung des neuen Ausbildungsprogramms sowie des neuen Wettbewerbs der Armeesportvereinigung Vorwärts einmal folgende Fragen in die Diskussion einbeziehen:

1. Wie wäre es, den Judo-Kampfsport zunächst an den Offiziersschulen als Pflichtfach einzuführen, so daß man später dazu übergehen kann, den Vorschlag Oberst Stechbarths zu verwirklichen und jeden Soldaten während seiner Dienstzeit bis zur Qualifikation des 5. Kyu zu bringen?
2. Wie wäre es, allen Armeesportgemeinschaften die Wettbewerbsauflage zu geben, im Laufe des Jahres 1964 in einer Kampfsportart (Boxen, Judo oder Ringen) eine leistungsfähige Sektion zu gründen und diesen Punkt zu einer Bedingung bei der Auszeichnung mit dem Titel „Beste Armeesportgemeinschaft" zu machen?

Damit, liebe Leser, wollen wir unsere heutige Umfrage abschließen und auf ein gutes, uns alle zufriedenstellendes Echo zu den letztgenannten zwei Punkten hoffen. Auf Wiedersehen bis zum Oktober, wo es dann heißt: „Möchten Sie hundert Jahre später geboren sein?"

Ihr

Karl Heinz Freitag

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Leichtmetall-Rettungsboot

Nach der Idee eines Küstenschiffkapitäns wurde in Holland ein Leichtmetall-Rettungsboot entwickelt. Es hat die Form eines kleinen, gedrungenen U-Bootes, faßt 16 Personen, ist allseitig geschlossen und mit einem Dieselmotor ausgerüstet. Die Maße des Bootes sind: Länge 7 m, Breite 2 m, Höhe 1,5 m. Im Seenotfalle wird das Boot auf einer geeigneten Ablaufbahn mit Rollenführung in größerem Abstand vom Schiff ins Wasser geworfen. Durch hermetisch gedichtete Mannschaftsluken wird eingestiegen. Der Kommandant hat im Turm eine weitere Luke. Sicherheitsgurte an den Sitzen schützen die Schiffbrüchigen gegen Stöße.

Achtmal schneller als der Schall

Artjom Mikojan, der weltberühmte Konstrukteur der MiG-Flugzeuge, äußerte, daß es bereits in der nahen Zukunft möglich sein werde, Flugzeuge zu bauen, die sechs- bis achtmal schneller als der Schall sind (Geschwindigkeit von 7200 bis 9600 km/h). Er begründete seine Meinung mit der bisherigen Arbeit der sowjetischen Institute für Flugzeugforschung. Die Größe der Flügelfläche dieser Flugzeuge wird man verändern können. Beim Start und bei der Landung wird die Flügelfläche die maximale Größe erreichen; sie wird jedoch bei größerer Geschwindigkeit sehr gering sein.

Im Panzerbau führend

In letzter Zeit häufen sich die Stimmen westlicher Militärsachverständiger, die zugeben, daß die Sowjetunion im Panzerbau an erster Stelle in der Welt steht. Die Kampfeigenschaften und die Ausrüstung der sowjetischen Panzer — so stellen sie



Kommt der Zeppelin wieder?

Das starre gelenkte Luftschiff — bekannt unter dem Namen „Zeppelin" — war das erste Trägermittel für Vernichtungswaffen größeren Kalibers. Anfang des ersten Weltkrieges nutzte man sowohl von deutscher als auch von englischer Seite Luftschiffe für Aufklärungszwecke. In Überschätzung der Möglichkeiten dieses Luftfahrzeuges begann die kaiserlich-deutsche Heeresführung den Zeppelin zur taktischen Bombardierung einzusetzen. Schon die ersten Tagangriffe gegen England zeigten, daß durch Erdbeschuß hohe Verluste eintraten. Die Flughöhe war zu gering. Trotz der Verluste wurde die Bombardierung fortgesetzt, jetzt jedoch nachts. Die Luftschiffe wurden vergrößert, konstruktiv verbessert und aerodynamisch vervollkommnet. Doch selbst die sogenannten Super-Zeppeline, obwohl nur nachts eingesetzt, waren den inzwischen entwickelten Jagdflugzeugen unterlegen. Laut Statistik wurden von 97 zwischen 1914 und 1918 vorhandenen Luftschiffen 90 durch Kriegseinwirkung oder Katastrophen vernichtet. Dabei kam mehr als die Hälfte der Besatzungen ums Leben.

Es zeigte sich, daß Luftschiffe zwar eine gewisse Eignung zur Seeüberwachung und Fernaufklärung besaßen, jedoch als Bombenträger und zur Unterstützung der Truppen auf dem Gefechtsfeld ungeeignet sind.

Am 20. Juli 1928 wurde in Deutschland durch den Ingenieur Roesler beim Patentamt ein „Luftschiff-System LRÖ I" angemeldet. Die Sensation war der vorgesehene Turbinenantrieb. Trotz vorhandener einwandfreier Versuche und Berechnungen wurde es nie gebaut.

Während des zweiten Weltkrieges wurde das Luftschiff besonders in der US-Kriegsmarine zur Entdeckung und Verfolgung von U-Booten eingesetzt. So wurde z. B. die Meerenge von Gibraltar durch diese sogenannten „Blimps" — es handelte sich um Prallluftschiffe — erfolgreich überwacht.

Der Antrieb dieser „Blimps" erfolgte meist durch zwei 600- bis 800-PS-Flugzeugmotoren. Die Flugdauer konnte bis zu 260 Stunden betragen, die Geschwindigkeit war 140 km/h, die Länge schwankte zwischen 81 und 105 m, das Volumen zwischen 15 000 und 25 500 m³. (Deutsches Luftschiff LZ 127 „Graf Zeppelin" von 1928: 236,6 m lang, 105 000 m³ bei 114 km/h.) Heute werden die „Blimps" — ausgerüstet mit leistungsstarken Funkmeßanlagen — zur U-Jagd und im Frühwarndienst eingesetzt.

Eine neue Verwendung soll das Luftschiff in den USA beim Transport kosmischer Raketen von den Produktionsstätten zu den Basen finden. Vorgesehen ist ein Luftschiff mit einem Fassungsvermögen von 140 000 m³ bei einer Länge von 170 m.

W. Kopenhagen



fest – sind unvergleichbar höher als die der Panzer der imperialistischen Länder. In diesem Zusammenhang werden vor allem der mittlere Panzer T-54 und der schwere T-10 erwähnt. Die Feuerkraft dieser Panzer (100- und 122-mm-KWK) werden von den truppenreifen Panzern der Westmächte nicht erreicht. Auch gewichtsmäßig sind diese Fahrzeuge allen westlichen weit überlegen.

Kfz-Luftlandung

Die US-Air-Force unternahm Versuche, Kraftfahrzeuge und Geschütze von geringem Gewicht während des Landevorganges abzusetzen. Mittels Kabel, das sich in einem am Boden liegenden Gitterwerk verankert, werden die Lasten aus dem zur Landung ansetzenden Flugzeug herausgerissen. Danach startet die Maschine durch und fliegt weiter. Die Versuchsfahrzeuge und Geschütze waren mit entsprechenden Stoßdämpfern versehen.



Buchecke

Raketen gegen Panzer

In der Pause diskutierten sie über die letzte Unterrichtsstunde. Interessiert hatten sie dem Vortrag über die Taktik der Panzer gelauscht. Besonders aufmerksam waren sie aber, als der Lektor kurz erläuterte, daß seit den letzten Jahren des zweiten Weltkrieges zur Panzerabwehr neben der herkömmlichen Pak auch spezielle Raketen entwickelt und eingesetzt wurden. Wohl wurde dabei auf einige Typen hingewiesen und es fielen Namen wie SS-10; Cobra, Dart und Rotkäppchen, aber für nähere Erklärungen war leider keine Zeit mehr geblieben. Die Soldaten hatten nur erfahren können, daß diese Raketen meist drahtgelenkt sind.
Zum Glück konnte einer aus dem Zug sofort helfen. Soldat Kleinert zeigte seinen Genossen eine kleine Broschüre, die rechts oben in der Ecke mit dem Zeichen AT versehen war. Das war das, was sie brauchten. „Panzerabwehrraketen der NATO“ nannte sie sich. Beim kurzen Durchblättern stellten sie fest, daß alles Wissenswerte über dieses Gebiet der Raketentechnik enthalten ist. Das Büchlein gestattet einen Überblick über den Aufbau gelenkter Raketen zur Panzerabwehr und deren Klassifizierung nach Fluggeschwindigkeit, Anzahl und Art der Triebwerke und der aerodynamischen Form sowie der Steuerorgane und Lenksysteme. Neben der näheren Erklärung der Gefechtsladung und dem Wirkungsprinzip der Hohlladung werden die Triebwerksarten beschrieben und durch Zeichnungen verständlich gemacht. Etwas Aerodynamik wird bei der Erläuterung des Geschoßkörpers betrieben. Danach wird auf die Lenkung, die Stabilisierung und das Lenksystem der Panzerabwehrraketen eingegangen.
Im Kapitel „Startvorrichtungen der gelenkten Panzerabwehrraketen“ werden die wichtigsten Möglichkeiten für den Schützen, für Fahrzeuge und Hubschrauber gezeigt.
Nach einem leider etwas kurzen Rückblick auf die Entwicklung der Panzerabwehrraketen endet die Broschüre mit Angaben über die heute gebräuchlichsten Panzerabwehrraketen der NATO.
Die Pause war beendet und der nächste Unterricht begann. Sie hatte gereicht, um bei manchem die Gewißheit zu schaffen, daß er sich diese Broschüre in der Bücherei ausleihen oder kaufen wird. *W. Kopenhagen*

„Panzerabwehrraketen der NATO“ Deutscher Militärverlag 1962, 76 Seiten, 1,80 DM.



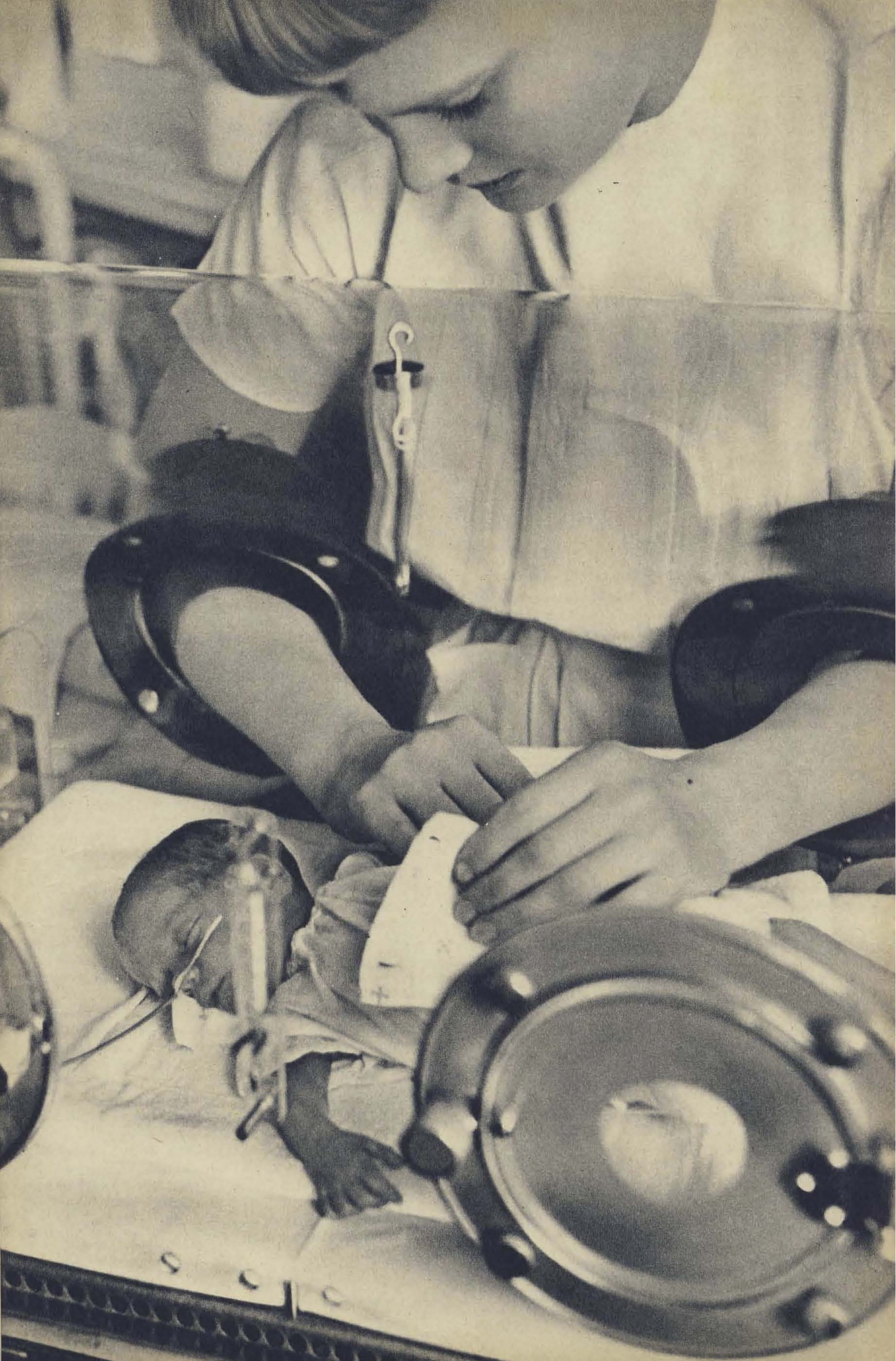
utterglück gibt es nicht umsonst!" Das war vor einiger Zeit die Schlagzeile in der westdeutschen ‚bunten deutschen illustrierten'. Sie rechnete vor, wie tief man drüben in die Tasche greifen muß, um dieses Glück zu bezahlen: Eine Entbindung zweiter Klasse kostet 253 DM. Wöchnerinnenpflege 763 DM, eine komplette Säuglingsausstattung 534 DM. Insgesamt also 1550 DM, wovon die Krankenkasse lediglich 532 DM zuschießt. Den nicht unerheblichen Rest von 1018 DM haben die Eltern aufzubringen. – Und welche Rechnung macht eine Mutter in unserer Republik auf? Kostenlose Mütterschulung, kostenlose Vorbereitung auf schmerzarme Geburt, kostenloser Krankenhausaufenthalt mit Wöchnerinnenpflege. Für eine komplette Säuglingsausstattung werden 578 DM benötigt. Dazu gibt es eine staatliche Geburtsbeihilfe für das erste Kind in Höhe von 500 DM. Der FDGB zahlt 30 DM Geburtszuschuß. Unsere Mutter hat lediglich 48 DM Kosten zu bestreiten. Diese Zahlen ersparen Kommentare . . .

DDR UNSER VATERLAND

Was dient den Müttern in unserer Republik? Ein Netz von rund 1700 Schwangeren-Beratungsstellen und fast 10 000 Mütterberatungsstellen betreut sie kostenlos. Schon im dritten Monat der Schwangerschaft setzt die Fürsorge ein. Keine finanzielle Sorge, keine Angst vor der Zukunft belastet die werdende Mutter. Die soziale Sicherheit läßt sich aus nüchterner Statistik herauslesen: Die Geburtenziffer erhöhte sich seit 1957 von 15 auf 17.5 je 1000 Menschen. – Wo der Gesundheitszustand einer werdenden Mutter zu Bedenken Anlaß gibt, wird ein kostenloser Kur- oder Erholungsaufenthalt in den Schwangeren-Erholungsheimen verordnet. Über 90 Prozent aller Mütter der DDR bringen ihre Kinder in Kliniken oder Entbindungsheimen zur Welt. In Westdeutschland kann sich nur jede zweite Frau leisten, eine Klinik aufzusuchen, denn die Krankenkassen tragen lediglich einen Teil der Kosten, wenn die Geburt mit Komplikationen verbunden ist. – Im Gegensatz zu Westdeutschland, das in der Müttersterblichkeit trauriger Rekordhalter in Europa ist, gehört die DDR mit nur acht Todesfällen bei 10 000 Lebendgeborenen zu den fortgeschrittensten Ländern der Welt. Die Säuglingssterblichkeit konnte bei uns von 13,1 Prozent im ersten Nachkriegsjahr auf 3,3 Prozent – die Hälfte des Vorkriegsstandes – gesenkt werden. Im anderen deutschen Staat sterben jährlich 12 000 junge Mütter im Wochenbett. Jede fünfte Frau erleidet eine Frühgeburt, und jährlich kommen 18 000 Kinder berufstätiger Mütter tot zur Welt. – Unsere sozialistische Gesellschaftsordnung sorgt dafür, daß die schöpferischen Kräfte der Frauen voll entfaltet werden können. Sie erleichtert ihnen das Leben. Mehr als 100 000 Kinder berufstätiger Mütter finden in Kinderkrippen ein geborgenes zweites Zuhause. Die Zahl der Plätze in den Kindergärten stieg von 75 000 im Jahre 1947 bisher auf das Zehnfache. Fast 100 Millionen DM wendet unser Staat jährlich dafür auf. Das Verhältnis Kinderkrippen und Säuglingsheime beträgt im Vergleich mit Westdeutschland 8:1 für die DDR. Auf je 1000 Kinder kommen bei uns 101 solcher Plätze, in Westdeutschland nur 12,8. – Dem Gesetz entsprechend erhält jede berufstätige Mutter in den Betrieben einen Schonplatz, sie genießt Kündigungsschutz und bekommt ohne Lohneinbuße Schwangerschaftsurlaub, der zur Zeit schon 11 Wochen, ab 1. Oktober 1963 aber sogar 14 Wochen dauert. Beratungsstellen betreuen kostenlos 94 Prozent aller Mütter und ihre Säuglinge. Dort sind Fachärzte bereit, nach den neuesten Erkenntnissen der medizinischen Wissenschaft über Leben und Gesundheit zu wachen. Die westdeutschen Ärzte haben das gleiche Anliegen, und trotzdem sind die Chancen für die westdeutschen Mütter und Babys nicht die gleichen. Kürzlich sah sich der Hamburger ‚Stern' gezwungen festzustellen, daß z. B. allein deswegen Tausende Neugeborene sterben oder schwerwiegend geschädigt werden, weil pro Mutter ganze 15 DM fehlen, die zum Frühbestimmen des sog. Rhesusfaktors notwendig sind. Lebensgefahr für das Baby kann eintreten, wenn das Neugeborene rhesus-positiv ist, die Mutter dagegen rhesus-negativ. In dem gleichen Zeitraum, in dem in Westdeutschland 6000 Contergan-Krüppel zur Welt kamen, wurden 14 000 Babys Opfer der Blutunverträglichkeit. Von 10 000 jährlich in Westdeutschland geborenen rhesusgefährdeten Kindern werden kaum 2 Prozent entsprechend den neuesten Erkenntnissen der Wissenschaft, wie sie die DDR anwendet, behandelt. Bei uns traf der medizinische Apparat schon im Jahre 1961 bei 93 Prozent aller Schwangerschaften bereits lange Zeit vor der Geburt jegliche Maßnahmen, damit im erforderlichen Falle das Blut des Neugeborenen ausgetauscht werden konnte . . .

In den beiden deutschen Staaten erwarten Mütter mit unendlich viel Liebe ein kleines Menschenkind. Aber nur bei uns teilt sich der Staat mit den Eltern in die Fürsorge um das junge Leben. Und der Staat ist in gleichem Maße auch um die Mutter besorgt. *Röst*

Das Frühgeburtenbettchen, die Couveuse, ersetzt dem zu früh geborenen Baby den Mutterleib.



Am 8. September 1943 wurde Julius Fučík, Nationalheld des tschechoslowakischen Volkes, von faschistischen Henkern im Berliner Gefängnis Plötzensee hingerichtet. Julius Fučík ist allen fortschrittlichen Menschen der Welt teuer, weil er in seiner „Reportage, unter dem Strang geschrieben" den schönsten Gedanken der Helden Ausdruck gibt, die für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpften oder kämpfen. Die Reportage entstand geheim in der Gefängniszelle in Pankrác und wurde ebenso geheim, Zettel für Zettel, vom Aufseher Kolinsky aus dem Gefängnis hinausgetragen. Mit diesem, seinem letzten und bedeutendsten literarischen Werk, dem wir nachstehendes Kapitel auszugsweise entnahmen, setzt Fučík allen Opfern des Faschismus, deren alljährlich am 8. September gedacht wird, ein ewiges Denkmal.

Gestalten und Figuren

Um eines bitte ich: Ihr, die ihr diese Zeit überlebt, vergeßt nicht. Vergeßt die Guten nicht und nicht die Schlechten. Sammelt geduldig die Zeugnisse über die Gefallenen. Eines Tages wird das Heute Vergangenheit sein, wird man von der großen Zeit und von den namenlosen Helden sprechen, die Geschichte gemacht haben. Ich möchte, daß man weiß, daß es keine namenlosen Helden gegeben hat. Daß es Menschen waren, die ihren Namen, ihr Gesicht, ihre Sehnsucht und ihre Hoffnungen hatten, und daß deshalb der Schmerz auch des letzten unter ihnen nicht kleiner war als der Schmerz des ersten, dessen Name erhalten bleibt. Ich möchte, daß sie alle euch immer nahe bleiben, wie Bekannte, wie Verwandte, wie ihr selbst.

Jeder, der treu für die Zukunft gelebt hat und für sie gefallen ist, ist eine in Stein gehauene Gestalt. Und jeder, der aus dem Staub der Vergangenheit ein Wehr gegen die Flut der Revolution bauen wollte, ist nur eine Figur aus faulem Holz, wenn er auch die Achseln voll goldener Rangabzeichen hatte.

Die Jelíneks

Josef und Marie. Er Straßenbauer, sie Hausgehilfin. Man muß ihre Wohnung kennen. Einfache, glatte moderne Einrichtung, ein Bücherregal, eine Gipsfigur, Bilder an den Wänden, und sauber, fast unglaublich blitzsauber. Man könnte glauben, daß darin Marias ganze Liebe eingesperrt ist und daß sie von der übrigen Welt nichts weiß. Doch unterdessen hat sie längst in der Kommunistischen Partei gearbeitet und auf ihre Art von Gerechtigkeit geträumt. Sie haben beide ergeben und still gearbeitet und sich nicht zurückgezogen, als die Okkupation schwere Anforderungen stellte.

Nach drei Jahren drang die Polizei in ihre Wohnung. Sie standen nebeneinander, Hände hoch.

*

Ich habe diese Gestalten mit dem Ehepaar Jelínek begonnen, mit einfachen Menschen, in denen man unter normalen Verhältnissen keine Helden gesehen hätte. Im Moment der Verhaftung standen sie nebeneinander mit den Händen über den Köpfen, er blaß, sie mit tuberkulösen Flecken auf den Wangen. Sie hatte etwas erschrockene Augen, als sie sah, wie die Gestapo ihre musterhafte Ordnung in fünf Minuten in ein Chaos verwandelte. Dann drehte sie langsam den Kopf zu ihrem Mann und fragte:

– Pepa, was wird jetzt geschehen?

Er war immer einsilbig, immer suchte er nach Worten, das Sprechen fiel ihm schwer. Jetzt antwortete er ruhig und mühelos:

– Wir gehen sterben, Mána.

Sie schrie nicht auf, sie fuhr nicht einmal zusammen, sie senkte nur mit einer schönen Bewegung die Hand und reichte sie ihm vor den Mündungen der ständig auf sie gerichteten Pistolen. Damit verdiente sie ihm und sich den ersten Schlag ins Gesicht. Sie wischte sich das Gesicht ab, schaute einigermaßen erstaunt auf die Eindringlinge und sagte fast komisch:

– So hübsche Burschen – sagte sie und steigerte die Stimme – so hübsche Burschen ... und ... solche Rohlinge.

Sie hatte sie richtig eingeschätzt. Einige Stunden später führte man sie fast bewußtlos aus der Kanzlei des „vernehmenden" Kommissars. Aber sie hatten nichts aus ihr herausgeschlagen. Weder damals, noch irgendwann später.

Sie war empfindlich, beinahe wehleidig. So hatte ich sie vor der Verhaftung gekannt. Während der ganzen Zeit bei der Gestapo sah ich aber nicht eine Träne in ihren Augen. Sie liebte ihre Wohnung. Als ihr aber die Genossen von draußen, um ihr eine Freude zu machen, sagen ließen, daß sie wissen, wer ihre Einrichtung gestohlen hat und daß sie darauf achtgeben, antwortete sie:

– Hol der Teufel die Einrichtung. Damit sollen sie sich nicht aufhalten. Sie haben wichtigere Dinge zu tun und müssen jetzt auch für uns arbeiten. Zuerst muß gründlich aufgeräumt werden, und wenn ich es überlebe, zu Hause räume ich mir schon selber auf.

Eines Tages führten sie sie beide fort. Jeden anderswohin. Vergeblich forschte ich nach ihrem Schicksal. Denn bei der Gestapo verschwinden Menschen spurlos, ausgesät über Tausende verschiedener Friedhöfe. Ach, was für eine Ernte wird aus dieser furchtbaren Saat aufgehen?
Ihr letzter Wunsch war:
— Herr Chef, richten Sie draußen aus, es soll mich niemand bedauern, und es soll sich dadurch niemand einschüchtern lassen. Ich habe getan, was mir meine Arbeiterpflicht befohlen hat, und demgemäß sterbe ich auch.

Die Vysušils

Sie war um acht Jahre älter, und niemand hätte gedacht, daß der Unterbeamte „von der Bahn" und dieses „Frauerl" Vysušil in etwas Unerlaubtes verwickelt werden könnten.
Und doch wurde er kurz nach mir verhaftet, und ich war entsetzt, als ich ihn da zum erstenmal sah. Was alles bedroht ist, wenn er spricht! Aber er schwieg. Einige Flugzettel, die er einem Kameraden zu lesen gab, hatten ihn hergebracht — und bei den Flugzetteln blieb es auch.
Einige Monate später, als durch die Disziplinlosigkeit Pokornys und der Pixa verraten wurde, daß Honza Cerny bei der Schwester der Frau Vyšusil wohnte, „vernahmen" sie Pepik zwei Tage hindurch auf ihre Art, um aus ihm die Spur zum letzten Mohikaner unseres ZK herauszuschlagen. Am dritten Tag kam er in den Vierhunderter und setzte sich vorsichtig, denn auf frischen Wunden sitzt es sich verteufelt schwer. Ich sah ihn besorgt an, mit einer Frage und einer Ermunterung. Er antwortete fröhlich im Nusler Lapidarstil: „Wenn der Kopf nicht will, dann spricht weder Maul noch Arsch."
Ich kannte diese Familie gut, wie sie sich liebhatten, wie ihnen bange war, wenn sie nur auf einen oder zwei Tage voneinander getrennt waren. Jetzt verstrichen Monate — wie traurig war wohl in der freundlichen Wohnung in Michle der Frau zumute, allein in den Jahren, in denen allein sein dreimal schwerer ist als der Tod. Wieviel Träume sie wohl spann, wie sie ihrem Manne helfen und die kleine Idylle wiederbringen könnte, in der sie sich ein wenig lächerlich Mutterl und Vaterl nannten! Und sie fand wieder nur einen einzigen Weg: die Arbeit fortsetzen, für sich und für ihn arbeiten.
So saß sie noch in der Neujahrsnacht 1943 allein beim Tisch mit seiner Fotografie, auf dem Platz, wo er zu sitzen pflegte, und als es Mitternacht schlug, stieß sie mit seinem Glas an, auf seine Gesundheit, daß er zurückkehren, daß er die Freiheit erleben möge.
Einen Monat später war auch sie verhaftet.
Viele vom Vierhunderter zitterten. Denn sie war eine von jenen, die die Verbindung mit draußen aufrechterhielten.
Sie sagte kein Wort.
Sie folterten sie nicht mit Schlägen, sie war zu schwer krank und wäre ihnen unter den Händen gestorben. Sie folterten sie viel ärger: mit Vorstellungen.
Einige Tage vor ihrer Verhaftung war ihr Mann

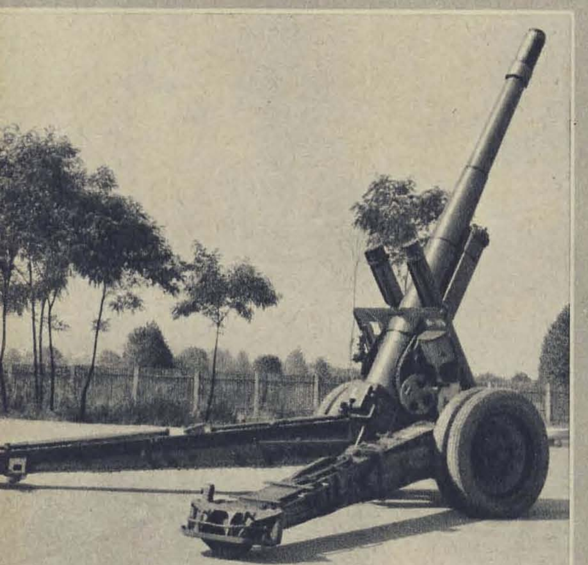


zur Arbeit nach Polen fortgebracht worden. Jetzt sagten sie ihr: Schauen Sie, dort ist's ein schweres Leben. Auch für Gesunde. Und Ihr Mann ist ein Krüppel. Er wird es nicht aushalten. Er geht dort irgendwo ein, Sie werden ihn nie wiedersehen. Und wen werden Sie sich dann suchen. Sie in Ihren Jahren! Aber seien Sie vernünftig, sagen Sie uns, was Sie wissen, und wir bringen ihn Ihnen sofort zurück.
... Er geht dort irgendwo ein. Mein Pepik! Der Arme! Und wer weiß, was für eines Todes! Die Schwester haben sie mir umgebracht, den Mann bringen sie mir um, ich bleibe allein, ganz allein, wen könnte ich mir nur suchen, ja, in meinen Jahren ... Allein, verlassen bis zum Tod ... Und ich könnte ihn retten, sie würden ihn mir zurückbringen ... ja, aber um diesen Preis? Das wäre schon nicht mehr ich, das wäre schon nicht mehr mein Vaterl ...
Sie sagte kein Wort.
Sie verschwand irgendwo in einem der namenlosen Transporte der Gestapo. Kurz darauf kam die Nachricht, daß Pepik in Polen gestorben war.





Geschütz in Marschlage mit Zugmittel AT-S.



Geschütz mit Doppelnamen

Um die 152-mm-Kanonenhaubitze geht es hier. Kanonenhaubitze? Ja. Sie lesen richtig. Dieses Geschütz hat einen Doppelnamen, so wie es als Artilleriewaffe eine Doppelfunktion zu erfüllen hat.
Mit den Worten der Artilleristen gesagt heißt das: Eine Kanonenhaubitze ist ein Geschütz, das sowohl die ballistischen Eigenschaften der Kanone (flache Flugbahn, große Reichweite und hohe Anfangsgeschwindigkeit), als auch die ballistischen Eigenschaften der Haubitze (steile Flugbahn, großer Auftreffwinkel) in sich vereinigt. Das äußere Kennzeichen der Kanonenhaubitze ist das lange Rohr, das zum Gewichtsausgleich in der Marschlage zurückgezogen wird. Soweit zum Namen des Geschützes.
Zur Funktion wäre zu sagen, daß die Kanonenhaubitze als schlagkräftige Artilleriewaffe alle

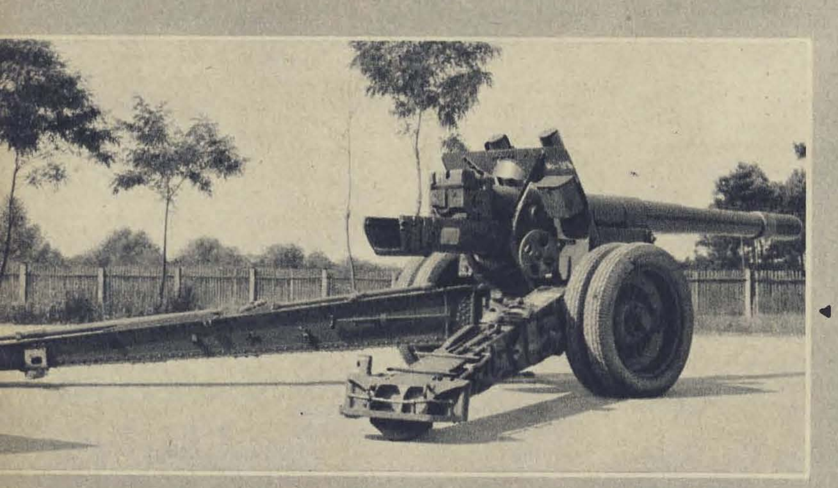
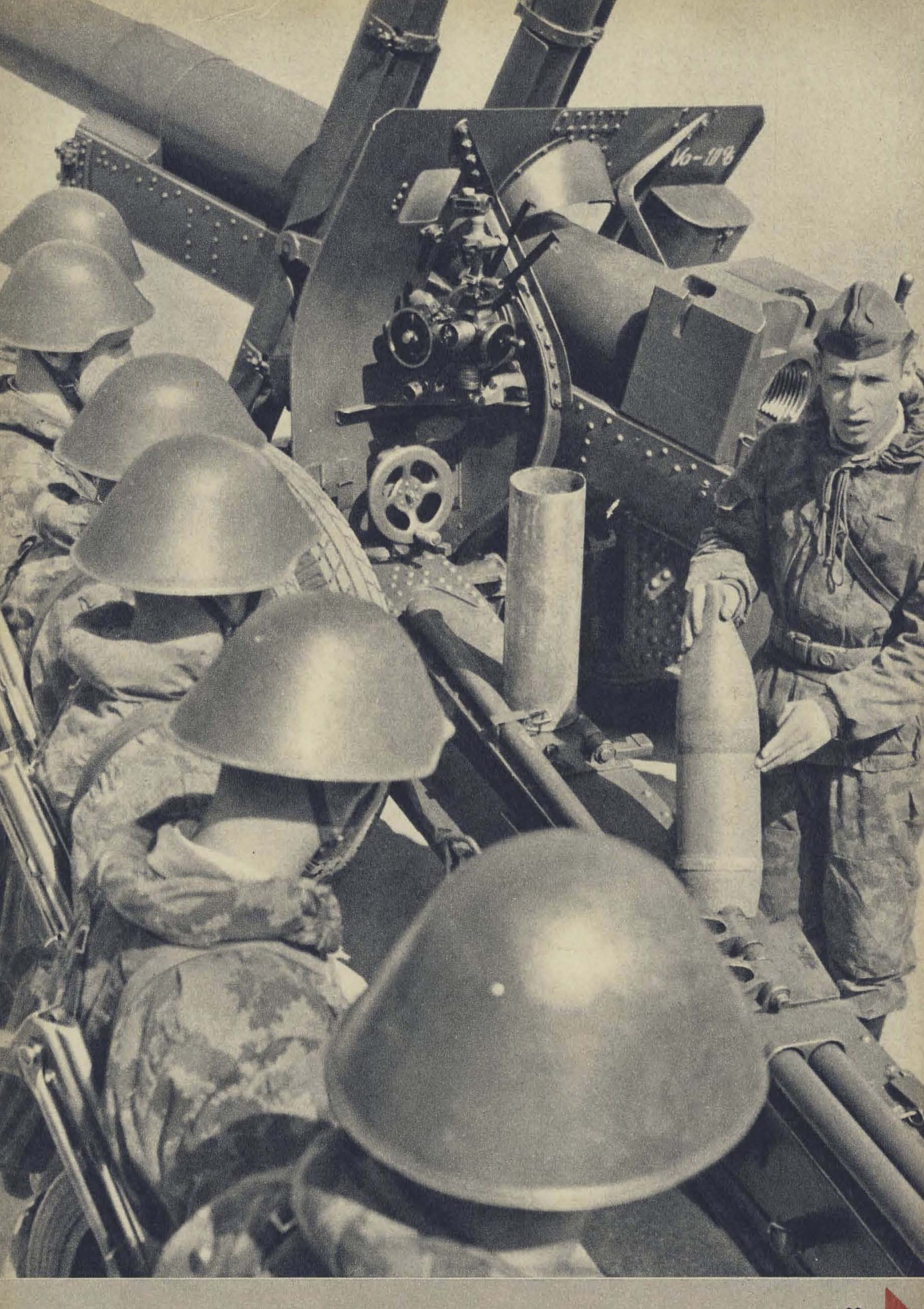


Bild Mitte: Bis zu 65 Grad kann der Erhöhungswinkel bei Steilfeuer betragen.

◄ Panzerbekämpfung im direkten Beschuß: das Rohr hat die übliche Stellung einer Kanone.

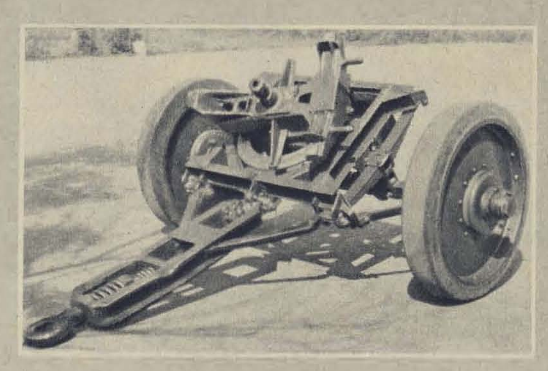
Teile, Geschütz, Munition steht auf dem Dienstplan. Wachtmeister Rupprecht erklärt der Bedienung den Aufbau der Granate. ►



Feueraufgaben, die das moderne Gefecht an die Artillerie stellt, erfüllt.
Ihre Hauptaufgabe besteht in der Unterstützung der motorisierten Schützeneinheiten und Panzertruppenteile durch Niederhalten und Vernichten der gegnerischen Artillerie, insbesondere der atomaren Einsatzmittel. Weiterhin bekämpft sie lebende Kräfte, Panzer und Feuermittel, ständige Feldbefestigungen sowie Ziele hinter Deckungen.
Aus dieser Aufzählung der wichtigsten Feueraufgaben, die im direkten bzw. indirekten Richten aus gedeckten oder offenen Feuerstellungen gelöst werden, geht deutlich der Einsatz des Geschützes als Kanone und Haubitze hervor.
Die 152-mm-Kanonenhaubitze, eine sowjetische Entwicklung, besitzt die sprichwörtliche Zuverlässigkeit der sowjetischen Waffen. Auf Grund ihrer hervorragenden Kampfeigenschaften (günstiges Kaliber – 152,4 mm genau, große Reichweite – 17 200 m und gute Transportmöglichkeit – Doppelbereifung und Zugmittel AT-S) behauptet sie nach wie vor ihren Platz in den sozialistischen Armeen. Als herkömmliche Artilleriewaffe steht sie – entsprechend ihren Einsatzgrundsätzen – in einer Reihe mit den anderen Geschützsystemen der Artillerie. KE



Mittels der Rohrwindenspindel wird das Rohr zurück- bzw. nach vorn gezogen.



Zum sicheren Transport dient die Protze.

In offener Feuerstellung.

Endstation RUINE

Von Karl Wurzberger

Der Mannschaftswagen rumpelte mit Standlicht den aufgeweichten, zerfahrenen Waldweg entlang. Dort, wo die Mauerzacken der abgebrannten Försterei im mageren Licht schimmerten, hielt er. Feldwebel Ullrich sprang aus der Fahrerkabine. „Gefreiter Tiel, Soldat Beier, absitzen!"
Es regnete in Strömen. Die zwei Genossen folgten ihrem Gruppenführer, der sich durch sperrige Büsche zwängte. Unter ihren Gummistiefeln schmatzte Dreck.
„Stellung! Sie sind eingesetzt als Wachposten im Abschnitt Wolfsschlucht – Wegespinne . . ."
„. . . Haben Sie Fragen?"
Tiel überlegte ein paar Sekunden. „Nein, Genosse Feldwebel."
„Also, Jungs. Haltet die Ohren steif bei dem Mistwetter. Und paßt mir auf die Schlucht auf."
Dann waren sie allein, und die Nacht umhüllte sie völlig.
Sie lagen am Waldrand. Weiter vorn, in der Finsternis nicht zu erkennen, verliefen die Staatsgrenze, die Sperren, der Kontrollstreifen. „Menschenskind", flüsterte Lothar Beier, „finster ist's heute wieder wie im Bärenarsch." „Paß auf." Tiel zupfte ihn am Ärmel. „Wir gehen erst zur Wegespinne. Immer am Waldrand entlang, dann zurück und bis zur Wolfsschlucht. Du gehst voraus, horchst nach vorn. Wenn was ist, du weißt Bescheid. Klar?"
„Klar."
„Und gib acht, daß du nicht auf einen Ast oder in ein Signalgerät latschst. Los, ab."
Lothar tastete sich Schritt für Schritt die Bäume entlang. Tiel, den er nur ahnte, war dahinter. Böiger Wind trieb ihnen Regen ins Gesicht, zerrte an den Umhängen und jaulte im Geäst.
Kein Mensch ist jetzt draußen außer uns, dachte Beier, nicht einmal ein Hund. Dieses Sauwetter. Junge, Junge . . .
Der Regen zerklatschte die Minuten, und sie schlichen weiter. Als ein Stecken brach, war Tiel sofort an Beiers Seite. „Was ist?"
„Nichts. Ein Ast."
„Paß besser auf, ich hab's dir doch gesagt!"
„Was kann ich dafür, Mann. Ich habe keine Röntgenaugen."
„Rede kein Blech. Du weißt genau, wie ich's meine. Du mußt mit den Stiefelspitzen den Boden abtasten, ehe du auftrittst. Mit Gefühl, verstehst du?"
„Mache ich ja schon. Weiß der Teufel, manchen spüre ich einfach nicht."
„Das lernst du auch noch, Freund. Aber von selbst kommt's nicht. Weiter . . ."
An der Wegspinne hockten sie sich an einen Strauch. Lothar fischte nach der Zigarettenschachtel. – Ach so, das geht ja auch nicht. Verdammt, ob das nötig ist? Kann man nichts machen. Befehl.
Der Regen rann. Beier zog den Umhang enger um die Beine. „Ich weiß nicht, du. Wenn hier einer 'rüberkommt, will ich sonstwie heißen. Der Dreck und das Wetter, das elende. Und wir hokken hier herum. Keine Zigarette, nichts."
Tiel starrte auf seine Uhr, auf das Leuchtzifferblatt. „Hör auf. Das hilft uns einen Schmarrn. Es ist halb zwölf. Komm schon, zur Schlucht. Du gehst voraus . . ."
Windböen griffen ihnen ins Genick. Weiter vorn gurgelte der Bach, gut halbmetertief. Zwei schlanke, glitschige Buchen lagen darüber und drückten ihn ins Bett.
„Los, 'rüber!" Tiel lehnte sich an einen Baum, sicherte und wartete, bis Lothar auf der anderen Seite war. Seine Augen rangen mit der Nacht. Jetzt, er ist drüben . . .
Vorsichtig schob sich Tiel auf die Brücke, tat ein, zwei Schritte, und blieb stehen. Sein Regenumhang hatte sich irgendwo verheddert. Unwillig zerrte er am Saum, glitt aus und konnte mit den Händen gerade noch die Stämme erwischen. Das Quellwasser schoß Kältepfeile in seine Schenkel und riß ihm die Füße vom Grund. „Himmel, Arm und Feuerwehr! Mist, verdammter!" „Menschenskind, Artur!" Beier war mit einem Satz am Ufer. „Komm!" Tiel grapschte nach seiner Hand und zerrte sich keuchend die Böschung hinauf. „Das hat noch gefehlt. Die Stiefel voll bis zum Rand. Junge, Junge! So ein mistiger Stamm! – Hau dich hin und sichere, bis ich fertig bin."



„Was willst du denn machen?"
„Die Brühe auskippen. Was sonst?!"
Lothar kauerte sich an einen Baum und beobachtete. – Das Wetter und jetzt noch das. Hoffentlich hat er sich nicht verletzt.
Tiel tastete seine Maschinenpistole ab und ruckte am Spanngriff. Dann zog er die Stiefel von den Füßen, schüttelte das Wasser heraus und wrang die Hose notdürftig aus. Seine Zigaretten waren nur noch Brei. Angewidert warf er sie in den Bach, wischte die Hände ab und trat zu Beier. „Na ja, dann komm mal."
„Wohin? Du kannst doch nicht weitermachen, Mann! Da vorn ist eine Sprechstelle, ruf den Alten an."
„Hat sich was. Das können die Forellen besorgen. Der Hörer liegt im Bach." Er tastete nach der Schleife, die am Koppel baumelte.
„Dann müssen wir eben 'rein, zur Kompanie!"
„Quatsch."
„Du hast doch einen Stich! Wir haben noch gut drei Stunden vor uns. Du holst dir den Rest bei dem Sauwetter!"
Tiel winkte ab. „Schluß jetzt. Los, weiter. Zur Schlucht."
„Von mir aus, du bist ja Postenführer. Aber das ist Blödsinn, sage ich dir." Beier zuckte mit den Schultern und ging, ein dünnes Lächeln auf den Lippen. – Den hat's erwischt, zweifellos erwischt. Glatte Großtuerei. Kein Mensch verlangt, daß er weitermacht, wenn so was passiert. Ja, wenn es Mai wäre. Aber jetzt wird es Herbst. Dabei hat er's gar nicht nötig, solche Bravourstückchen zu treiben. Ist sowieso anerkannt als Postenführer. Von allen.
Hinter ihm gluckste die Nässe in Arturs Stiefeln und der Regen wollte nicht aufhören.
Später lagen sie am Schluchtrand unter einer zerzausten Fichte. Die Himmelsschleusen waren versiegt. Am Nachthimmel tanzten Wolkenfetzen vor dem Wind und eine fahle Mondsichel spielte mit ihnen Versteck.
Lothar suchte Tiels Augen. „Ist's schlimm?"
„Es geht."
„Noch anderthalb Stunden sind es."
„Hm."
Irgendwo, weitab, fing ein Hund an zu heulen. Andere fielen ein. Baß, Pauke, Saxophon; ein Hundekonzert, von der Windsbraut getragen und begleitet.
Beier drehte am MPi-Riemen. – Übermorgen ist Tanz und ich habe dienstfrei. Hoffentlich ist Bärbel wieder da. Ihre Augen, die Haare. Junge, Junge, mich hat's ganz schön erwischt. Diesmal kriegt sie einen Kuß, und wenn sie mir eine schmiert . . .
„Warst du schon einmal in der Stadt, im Centralcafé?"
„. . . Was?"
„Ob du . . ." Trockenes Knallen wischte die Frage von Tiels Lippen. Ein Stück weiter raste ein Signalstern in den Himmel und schüttete grünliches Flimmerlicht über das

Gelände. Sekundenlang sah Tiel einen Schatten, den Erde und Nacht gleich wieder verschlangen.
„Das Signalgerät am Bach! Los, mir nach!" Beier grapschte nach seiner Kalaschnikow, der Umhang flog zur Seite. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Gottsverdammich, ein Grenzverletzer. Schneller, schneller . . .
Vor ihm, die Maschinenpistole in der Hand, hetzte Tiel den Waldrand entlang. Der Sichelmond kroch durch eine Wolkenlücke und zeichnete schwache Schlagschatten auf den Boden. Da, der Bach, die Unglücksbrücke . . . Er war schon auf der anderen Seite, ehe der Gedanke zu Ende gedacht war.
„Halt!" Arturs Lampe trieb einen Lichtkegel in die mondblasse Nacht. „Hier muß es gewesen sein. Durchladen!"
Der Lichtkegel hüpfte hin und her und blieb dort, wo Eindrücke im Schlamm waren, am Boden kleben. „Da, die Spur. Ein Mann, von drüben. Der will ins Hinterland abhauen. Wir nehmen die Verfolgung auf. Du links, ich rechts der Spur. Waffe schußbereit. Los!"
Lothar rannte hinüber. Als er die Richtung einschlug, strebte Tiel schon dem Wald zu. – Dort war es noch dunkler. Der Kerl konnte hinter jedem Busch lauern. Zweihundert, höchstens dreihundert Meter Vorsprung hatte er . . . Mit wachen Augen drang er in den Wald ein. Zehn Meter weiter rechts flammte ab und zu Tiels Lampe auf und machte die darauffolgende Dunkelheit noch schwärzer. Da – der Waldboden hatte die Spur verschluckt!
„Halt!" Artur hockte an einer Fichte und musterte den Boden. „Hier, wieder Fußtapfen im Dreck. Die Richtung stimmt. Weiter, schneller . . ."
Was heißt schneller, Menschenskind. Den Schädel rennen wir uns ein! Lothar stolperte und preßte seine Maschinenpistole in den Händen. Dann standen die Bäume karger, Sträucher bremsten den Lauf. Irgendwo, weiter vorn, splitterte ein Ast.
„Hast du gehört? Los, Laufschritt!"
Lothar rannte los! Zweige langten ihm ins Gesicht und griffen nach seiner Mütze. Tiel war schon Meter voraus. – Junge, Junge, die Sturmbahn ist ein glattes Vergnügen, gegen das hier. Der reinste Spießrutenlauf. Da bleibt kein Auge trocken. Artur rennt mir davon, wenn ich nicht einen Zahn zulege. Aber den müssen wir erwischen . . .
Die Straße zerteilte den Wald. Lothar glitt zu Boden, das Blut hämmerte in seinen Ohren. Wohin? Rechts, links, geradeaus . . . Jenseits der Straße, halb hinter Sträuchern, glotzten schwarz leere Fensterlöcher aus dem Ruinengemäuer.
Durch klatschnasses Gras kroch Tiel an seine Seite. „Der kann nicht mehr weit sein. Aber wo, he? Sag, schnell, was meinst du!"
„Sicher geradeaus. Der weiß, daß er verfolgt wird."
„Gut. Wenn wir ihn in fünf Minuten nicht



Illustrationen: Rudolf Grapentin

haben, jagen wir ein paar Schuß in die Luft. Verflucht, daß der Hörer abgesoffen ist. Hilft nichts. Los, über die Straße, ich komme nach!"
Im gleichen Augenblick wischte sie schwaches Knirschen von drüben, von den Fensterhöhlen her, vom Erdboden weg. Tiel preßte Lothars Arm, seine Stimme war nur Hauch. „Hast du gehört? Menschenskind, das war in der vergammelten Bude! Der wird doch nicht . . ."

„Ich hab's auch gehört. Los, hin!"

„Warte . . ." Tiel überlegte einige Sekunden – Wie sieht's da drin aus? Nur noch Mauerreste, kein Dach mehr und der Fußboden voll Schutt. Was würde ich machen, wenn ich drin wäre und sie kämen mir auf den Hals? Hinten 'raus und 'rein in die Büsche. Wie ein Hund mit einem geklauten Knochen. Warum ist er überhaupt drin geblieben?
„Hör zu. Du robbst über die Straße, haust dich da drüben an den Steinhaufen und sicherst. So, daß er nach hinten und vorn nicht 'raus kann.

Wenn du dort bist, gehe ich von rechts her 'rein. Wenn er abhauen will, anrufen, schießen! Alles klar?"
„Bist du verrückt? Allein dort 'rein. Wenn der Waffen hat!"
Sekundenlang trafen sich ihre Blicke. „Geh schon." Lothar antwortete nicht. Es wäre auch zwecklos gewesen. Langsam und flach wie eine Schildkröte schob er sich aus dem Straßengraben und kroch zu dem Steinhaufen hinüber. – Der hat einen Vogel. Wirklich und wahrhaftig einen Vogel. Allein da 'rein, so ein Wahnsinn. Wenn es da drin knallt, und ich liege hier, muß zugucken . . .
Langsam, zentimeterweise, schob er den Maschinenpistolenlauf über die groben Steinbrokken und starrte auf die Mauerlöcher, die ihn, kaum dreißig Meter entfernt, angähnten. – Dort, dahinter lauert er irgendwo, wartet . . .
Schattengleich huschte Artur über die Straße. – Dort, das war mal eine Tür. Von da aus muß ich 'rein. Dann ist rechts nichts, links sind zwei Räume. Räume? Jedenfalls waren es mal welche. Ist Lothar soweit? Paß gut auf, Genosse. Behalte die Nerven . . .
Unendlich langsam, den Finger am Abzug, schob er sich zur Maueröffnung und preßte die Augen an einen Riß. Nichts. Drin war die Nacht stärker. Ein, zwei schnelle Schritte, und er drückte sich an die Innenwand. – Wo hat der sich nur verkrochen, verdammt noch mal. Anrufen? Hat keinen Zweck. Leuchten? Erwische ich ihn mit dem Licht nicht gleich, bin ich selbst Zielscheibe . . .

Abermaliges Knirschen verscheuchte seine Gedanken und verschlug ihm den Atem. – Das war links, hinter dem Mauerrest. Na warte!

Lautlos schlüpfte Tiel ins Freie, schlich geduckt um die Ecke und verharrte an einem ausgebrochenen Fensterloch. War Lothar auf seinem Posten? Klar!
Er langte nach einem Stein, trat zwei Schritt zurück und warf ihn im Bogen über das Gemäuer. Als er irgendwo scheppernd gegen Ziegel prallte, sprang er mit einem Satz ans Fenster. Seine Lampe flammte auf und der Lichtstrahl traf einen Mann, der sich, einen Ziegelbrocken in der Faust, an die gegenüberliegende Bruchmauer drückte.
„Grenzposten! Hände hoch!"
Der andere war überrumpelt. Schreckäugig starrte er ins Licht, der Ziegelbrocken polterte in den Schutt.
„Hände hoch! Und drei Schritt nach rechts, in die Ecke. Vorwärts."
Der Mann gehorchte, sein Widerstand war zerbrochen. Minuten später führten sie ihn zur Straße. Er war während der Flucht gestürzt, hatte sich den Fuß verstaucht und sich deshalb in die Ruine verkrochen.
Tiel sicherte noch die Durchsuchung, als der Mannschaftswagen auf der Straße hielt. Sein Zugführer, Unterleutnant Hermann, trat zu ihm.
„Eine Festnahme?"
Tiel ließ die Augen nicht von dem Mann. „Jawohl, Genosse Unterleutnant. Der kam von drüben, lief ins Signalgerät und ergriff die Flucht. In der Ruine haben wir ihn gestellt."
Beier trat zurück, langte die Maschinenpistole vom Rücken und erstattete Meldung. Sie brachten den Grenzverletzer zum Wagen. Die Alarmgruppe übernahm ihn.
Als Tiel im Abblendlicht der Scheinwerfer stand, blieb Hermanns Blick an seiner Hose haften. Tiel nahm Haltung an. „Genosse Unterleutnant, ich bin in den Bach gefallen. Diese verdammte Brücke war glitschig."
„Wann war das?"
„Gegen zwölf. Ich konnte nicht anrufen, der Hörer ist zum Teufel."
„Um zwölf . . . Genosse Gefreiter, Sie begeben sich mit Ihrem Posten sofort zur Kompanie. Den Grenzverletzer nehmen Sie mit. Die Alarmgruppe übernimmt den Abschnitt."
„Genosse Unterleutnant . . ."
„Widersprechen Sie nicht. Das ist ein Befehl!"
Er wandte sich heftig ab und seine Kiefer mahlten. – Das sind meine Jungs, meine Grenzsoldaten! „Genosse Unterleutnant, unsere Regenumhänge liegen drüben am Schluchtrand, an der Fichte. Das ging vorhin zu schnell."
„Es ist gut, ich bringe sie mit. Fahren Sie jetzt, alles andere erledigen wir."
„Zu Befehl!"
Tiel machte kehrt und begegnete Beiers Blick, der auf ihm geruht hatte. – Entschuldige, Artur. Hat sich was mit Großtuerei. Die Nacht hat mich viel gelehrt. Verdammt viel, glaub mir . . .
Tiel steckte die Nase in die Luft. „Es riecht schon wieder nach Regen. Junge, Junge!" Dann wandte er sich an den Grenzverletzer. „Los, aufsitzen. Die Reise geht weiter!"

Wer kamerabeladen
lauscht.
ob ihn beruflich
was berauscht
und andern
in die Bluse blickt . . .
den hat
die Redaktion geschickt!

Ihm sei verziehn!
Denn „sie“ und „ihn“
sieht man im Bild
bei Bänkelsang
und mot-modernem
Brautempfang
dann im
Soldaten-Magazin.



Belauschte Liebe

Der Blütenrock
der zweiten Braut
(im Wettbewerb
mit Wiesenkraut)
auf dunkelgrünem
Rasenbett
ist fotogen
und amorett.

Auch wenn man
keine Wiese fand
und statt der Wiese
weißen Sand,
sind Schäkerein
(allein zu zwein)
ganz allgemein
recht ideal.

Unglaublich,
was es alles gibt,
wenn man verknallt ist
und verliebt . . .
Selbst so ein Halm
in Manneshand
sucht lustbewußt
die Nasenwand.

So zogen wir
beim Bildreport
für die AR
von Ort zu Ort
und zückten
Stift und Kamera,
wenn wer
verliebte Paare sah.

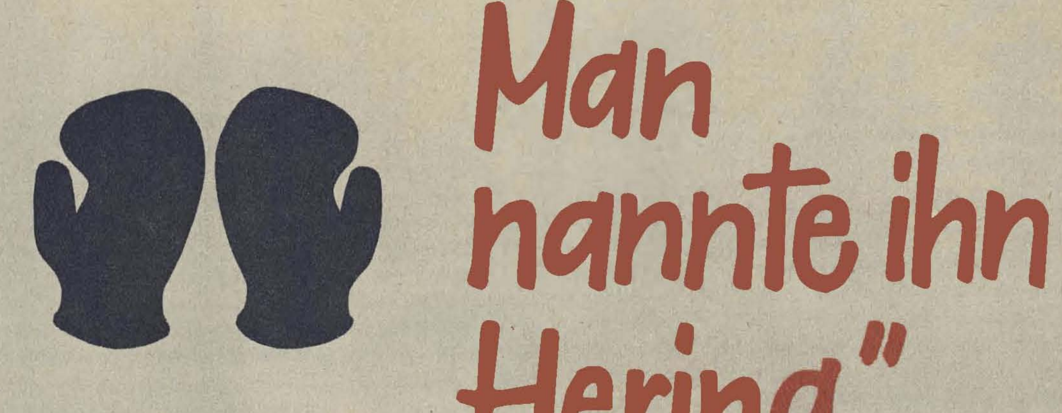
Natürlich stellten wir
auch fest,
daß sich nicht alles
knipsen läßt,
denn ein soldatisches
Journal
hat sozialistische
Moral.

Und sahen wir
mal viel zuviel,
dann trug der Herr
bestimmt Zivil . . .
beziehungsweise
(und vor Schreck!)
sahn wir nicht hin.
(Wir sahen weg!)

Am Ende geht
ja alles gut,
wenn man's (zumeist!)
aus Liebe tut . . .
(Man sieht's
dem Volksmarinemann
– und seiner Frau! –
ja wahrlich an.)

Sie werden lachen,
denn wir trafen
das Paar beim Weg –
zum Fotografen!
Das Eheglück
war nagelneu . . .
Drum alles Gute
und – Ahoi!

K Sex



Man nannte ihn „Hering"

Von Hans-Georg Anders

Weiß der Teufel, wie der Spitzname „Hering" aus dem verschlossenen Zimmer des Kompaniechefs an das Ohr der Genossen gedrungen war. Vor ein paar Tagen hatte der Chef den jungen, schmächtigen Soldaten Kurt Schröder, dem die Uniform nur so um die mageren Glieder schlotterte, zu einer Aussprache gebeten. Und während dieser Unterhaltung fiel auch der Ausdruck „Hering": „Sie sollten ein wenig Sport treiben und etwas für Ihren Körper tun, damit endlich ein richtiger Kerl, ein Mann, aus Ihnen wird, Sie Hering!" So oder ähnlich, an den genauen Wortlaut erinnerte sich Schröder nicht mehr, hatte ihm der Kompaniechef ins Gewissen geredet — und er hatte auch völlig recht, wie sich Kurt eingestehen mußte.

Mag sein, daß einer der Genossen zufällig an der Tür des Zimmers vorbeigekommen war, mag auch sein, daß der Chef wenig später zu einem Unteroffizier die Vokabel „Hering" noch einmal erwähnte — jedenfalls nannte ihn bereits einen Tag später alle Welt so, wie ihn der Vorgesetzte sarkastisch angeredet hatte.

Kurt ärgerte sich darüber, aber wenn er im Spiegel seine dünnen Arme und Beine betrachtete, wenn er versuchte, die etwas zu weite Uniform zurechtzuziehen, brachen alle Vorsätze, energisch diesem Namen entgegenzutreten, in sich zusammen.

Er war nie der Tapferste gewesen. Schon in der Schule hatte man ihn nicht ganz ernst genommen; er galt als Schwächling, und so fand er nie Kontakt zu den gleichaltrigen Schulkameraden. Wenn er einen schüchternen Versuch machte, sich an ihren nachmittäglichen Fußballspielen zu beteiligen, wurde er meist ausgelacht: „Mit dir spielen? Mann, du brichst ja durch, wenn dich einer anrempelt. Spiel du man lieber mit Puppen!" Und Kurt Schröder zog sich still und bescheiden zurück, wobei er das Umhertollen seiner Klassenkameraden mit sehnsüchtigen Augen verfolgte.

Die Eltern machten sich Sorgen um ihren Sprößling. Der Vater, ein alter, begeisterter Anhänger des Boxsports, ließ keine Gelegenheit vergehen, ihn für dieses Metier zu begeistern. Und Kurt wurde bald ein ausgesprochener Fachmann in Sachen Boxen, theoretisch und als Zuschauer ebenfalls. In Magdeburg, seiner Heimatstadt, bot sich ja auch genügend Gelegenheit, die „Großen" des DDR-Sports im Ring zu bewundern.

Abends, wenn er im Bett lag, träumte er dann von Erfolgen im Ring, von großen Siegen, vom Jubel begeisterter Zuschauer und von raschen K.-O.-Triumphen. Und er nahm sich fest vor, am nächsten Tag zu einer Box-Sektion zu gehen und um seine Aufnahme nachzusuchen. Doch vor der Tür mit der Aufschrift „Trainingsraum" verließ ihn dann stets der Mut; es blieb beim Träumen.

So war Kurt Schröder ein Schwächling, als er zur Nationalen Volksarmee kam. Körperlich nicht ausgebildet, hatte er schon mit den geringsten Schwierigkeiten schwer zu kämpfen. Jeder Marsch, jede Übung, jede Stunde Nahkampfausbildung, jedes Sturmbahntraining wurde zu einer Tortur für ihn, und abends fiel er todmüde in sein Bett, während die Kameraden noch lange scherzten und lachten.

Er mußte seinem Kompaniechef völlig zustimmen, er war eben ein „Hering". Aber er wollte es nicht bleiben, er wollte all denen, die über ihn lächelten und faule Witze machten, beweisen, was in ihm steckte. Bloß wußte er nicht recht, wie er es am besten anstellen sollte. Er grübelte lange Stunden, und in jenen Minuten wurde der alte Traum vom großen Boxer wieder lebendig in ihm. Am nächsten Morgen fand er sich erneut bei seinen Vorgesetzten ein, und was er vortrug, ließ sie erstaunt aufhorchen: „Ich bitte um die

Erlaubnis, im Nachbarbataillon einmal wöchentlich bei den Boxern trainieren zu dürfen!“ Ganz war man vom Ernst dieser Bitte nicht überzeugt, aber man bewilligte ihm die Stunden; sollte er es ruhig versuchen.

Der Übungsleiter, bestes „Pferd“ im Stall des Regiments, schüttelte den Kopf, als er den jungen Soldaten in Turnhemd und Turnhose vor sich sah. Aus dem sollte er etwas machen? Ein hartes Stück Arbeit – und vielleicht würde der schon nach dem zweiten, dritten Abend verschwinden und nie wiederkommen.

Aber er täuschte sich. Kurt Schröder, dem sportliche Betätigung bisher fremd geblieben war, biß die Zähne zusammen und hielt durch. Bei den Geländeläufen und bei der Arbeit an den Turngeräten mußte er zwar öfter eine nicht vorgesehene Pause einlegen und verschnaufen, weil Kraft und Luft nicht ausreichten, aber mit der Zeit wurden die Pausen immer kürzer, und schon nach ein paar Wochen hielt er das Tempo seiner neuen Freunde fast mit. Im Dienst, im Kreis der Genossen seiner Sportgruppe, stellte man die Veränderung, die mit dem „Hering“ vor sich ging, mit Verwunderung fest. Er war jetzt abends nie mehr der erste im Bett, sondern blieb mit seinen Genossen nach anstrengendem Dienst zusammen und wagte es sogar, ab und zu den Frozzeleien seiner Stubenkameraden entgegenzutreten. Schuld an dieser Änderung im Wesen des „Herings“ war die Tatsache, daß er breiter und voller wurde, daß die schwächlichen Arme an Muskelumfang zunahmen. Er fühlte jeden Tag – heimlich, daß es keiner merkte – seinen Bizeps ab, und voller Genugtuung registrierte er jeden kleinen Zuwachs an Umfang und Stärke.

Die langen Märsche bereiteten ihm immer weniger Schwierigkeiten, und als eines Tages einer aus der Gruppe müde wurde, stützte ihn Kurt Schröder, sprach ihm Mut zu und half ihm über die Klippe und über den Schwächeanfall hinweg. An diesem Abend geschah es auch erstmalig, daß niemand das Wort „Hering“ aussprach . . .

In seiner Kompanie gab es zu jener Zeit nur ein Gesprächsthema: das bevorstehende Sportfest des Bataillons. Und so kam eines Tages irgendeiner auf die Idee, ein provisorisches Box-Turnier zu veranstalten. Ohne Punktrichter, ohne jede Formalität – man wollte nur in Kämpfen von jeweils zwei Minuten die Kräfte erproben. Der Vorschlag fand Anhänger, und so bereitete man das Turnier vor. Und da geschah etwas, das man nie für möglich gehalten hätte. Der „Hering“, der seine sportlichen Ambitionen bisher vor jedermann geheimgehalten hatte, setzte seinen Namen auf die Meldeliste. Alles lächelte, und so mancher kam, um ihm den Rat zu geben, seine Meldung nicht zu realisieren. „Wir wollen dich ja schließlich noch ein wenig bei uns behalten“, spöttelte man. Aber Kurt Schröder machte keine Anstalten, die wohlgemeinte Bitte zu erfüllen. Er ließ sich die Handschuhe überstreifen und stieg in den Ring.

Man hatte die Paarungen ohne Gewichtsklasseneinteilung zusammengestellt; man hatte die Kleinsten zusammen ausgelost und ließ die schweren Leute gegeneinander antreten, ohne jetzt auf ihre Zugehörigkeit zur Halbmittel- oder Mittelgewichtsklasse streng zu achten. Kurt Schröder empfing den Mann, der gegen ihn antrat und der davon überzeugt war, mit dem „Hering“ kurzen Prozeß machen zu können, mit einem trockenen, rechten Haken – so, wie er das im Training, im theoretischen Unterricht gelernt hatte. Und sein Gegner, der auf solch eine „Begrüßung“ absolut nicht gefaßt war, wich zurück, um wenig später erneut anzugreifen. Diesmal war es eine linke Gerade, nicht eben schulmäßig, aber doch recht wirkungsvoll, mit der Kurt den Kontrahenten empfing. Das Bild änderte sich im Verlauf der zwei Minuten kaum; Kurt mußte zwar ab und zu einen Haken kassieren, der ihn das Gesicht verziehen ließ – aber er war und blieb der überlegene Mann. Er lieferte die große Sensation, und viele waren bereit, ihre Meinung über den oft verlachten Kameraden zu ändern.

Hatte schon das Sportfest viel zur Anerkennung des jungen, schlanken Soldaten beigetragen, so sollte ein Vorfall ein paar Wochen später endgültig den Namen „Hering“ aus dem Wortschatz der Genossen verschwinden lassen. Auf dem Heimweg vom Training hörte Kurt Schröder plötzlich vom nahegelegenen See Hilferufe. Ohne zu überlegen, eilte er in ein paar Sätzen zum Ufer, von wo aus er ein kleines Mädchen, das offensichtlich beim Spielen ins Wasser gefallen war, verzweifelt mit den Armen rudern sah. Ein Sprung, ein paar hastige Stöße, und Kurt erwischte eine Hand der Vierjährigen. Gerade noch zur rechten Zeit; ein paar Minuten später – wer weiß, ob die Hilfe noch rechtzeitig gekommen wäre.

In der Kaserne zog er die nassen Sachen aus und legte sich ohne ein Wort zu sagen ins Bett. Er wunderte sich über sein Verhalten; noch vor ein paar Monaten hätte er wahrscheinlich versucht, jemanden zu finden, der ihm Hilfestellung geben könnte. Aber mit der Kraft, mit dem Zutrauen zu seiner Körperkraft kam auch der Mut . . .

Am anderen Morgen wurde plötzlich beim Appell sein Name genannt. Er wurde vor die Front gerufen und empfing eine öffentliche Belobigung. Aus dem Munde des Kompaniechefs hörten die Genossen vom Verhalten des „Herings“, über das der Vater des kleinen Mädchens die Einheit informiert hatte.

Der Händedruck seines Kommandeurs, viele anerkennende Worte seiner Genossen und die in feierlichem Ton vorgetragene Rede, wonach sich alle verpflichteten, nie wieder „Hering“ zu rufen, waren schönster Lohn und Aufforderung, sein Geheimnis zu lüften.

Fortan war Kurt Schröder, der junge Boxer, auch beim Sport ein gleichberechtigtes Mitglied seines Kollektivs; der „Hering“ war und blieb für immer verbannt . . .



Der Schauspieler Alfred Müller, bislang wenig bekannt, überraschte in der Rolle des Hansen-Lorenz durch eine großartige schauspielerische Leistung.

Ist Hansen echt?

Der Held im DEFA-Film „For eyes only"

„Ein unechter Mann ist in unserer Dienststelle", sagte der MID-Major Collins wie nebenbei zu seinem deutschen Stellvertreter Hansen. Und nach einem tiefen Zug aus der Zigarette vollendet er trocken: „Das könnten auch Sie sein."
Unbewegt nimmt Hansen den ironischen Ton auf: „Streng genommen – Sie auch."
Ist Hansen echt? Vieles spricht für ihn, und selbst der MID-General korrigiert seinen mißtrauischen Chef für innere Sicherheit: „Vergessen Sie nicht, daß Hansen einer unserer fähigsten Köpfe ist . . . Sie übersehen, daß Collins sich diesen Hansen selbst gesucht hat. Die Möglichkeit, daß er uns unterschoben wurde, scheidet also aus."
Wer ist dieser Hansen, dem nicht einmal der kühle, allseitig orientierte Colonel Rock etwas nachweisen kann, obwohl er ihm schon deswegen mißtraut, daß er unter 36 Gruppenführern des MID der einzige ist, der weder für Gestapo oder SD arbeitete, und nicht einmal in der SS war?
Er hat sich „nie etwas zuschulden kommen lassen", handelt wie ein überzeugter Antikommunist, dem man die schwierigsten Aufgaben übertragen kann. Alle Vertrauenstests bestand er glänzend. Nicht einmal der berüchtigte elektrische Lügendetektor konnte ihm in den verfänglichsten Situationen eine Pulsschwankung nachweisen. Leitet er nicht seit Jahren erfolgreich den Einsatz der Diversantengruppen in der DDR? – Nun ja, man hat Verluste. Aber das ist Geschäftsrisiko. Deshalb darf man den Kopf eines Hansen nicht opfern. Schließlich wird er noch für ein ganz großes Unternehmen gebraucht. Für das größte seiner „Laufbahn".
Weder der allseitig informierte Colonel Rock noch der schlaue Fuchs Collins ahnen, daß „ihr Hansen" in all den Jahren „seiner Bewährung" bereits an der Erfüllung einer Aufgabe arbeitet, die nur einem besonders fähigen und zuverlässigen Kommunisten anvertraut werden konnte. Dieser „mustergültige MID-Agent Hansen" ist ein Mitarbeiter unseres Ministeriums für Staatssicherheit, der jahrelang eine gefährliche Doppelrolle spielt. Hansen heißt er für den Gegner. Für die Genossen heißt er Lorenz. Und unter ihrem unsichtbaren Schutz kämpft er als ein echter Kommunist an einer der unübersichtlichsten Fronten, weit ins Feindeslager vorgeschoben, den gerechten Kampf unserer Republik.
Dabei bedient er sich aller konspirativer Möglichkeiten. Unablässig übt er seine geistigen und körperlichen Mittel, um keinen Augenblick die Kontrolle über seine Gefühle, über seinen Ver-

stand. über seine Handlungen zu verlieren. Unablässig verlangt seine besondere Situation äußerste Selbstdisziplin und manche nahezu übermenschliche Anstrengung. Die geringste Unterlassung kann nicht nur ihn das Leben kosten. sondern die jahrelange, konzentrierte geistige Arbeit eines großen Kollektivs vernichten.

Es ist ein gefährliches Abenteuer. das der DEFA-Film „For eyes only" gestaltet. Dabei wird nur gezeigt. was sich so. oder so ähnlich, mehrfach in der Wirklichkeit abgespielt hat. Die Filmfabel faßt mehrere Unternehmen zusammen in der Tat eines einzelnen. Dieser einzelne ist weder „superhart" noch „superschön". Er ist ein Mensch aus unserer Mitte.

Was gibt diesem einzelnen. der oft in geradezu hoffnungslose Situationen gerät. die Kraft. dieses lebensgefährliche Abenteuer zu bestehen. obwohl er ein Mensch von Fleisch und Blut ist. ein Mensch mit Gefühlen und Ängsten. ein Mensch mit Erinnerungen und Wünschen?

Unzweifelhaft ist er ein Held. dessen Heldentum noch dazu an Größe gewinnt. daß er sich genau aller Gefahren und der möglichen Folgen des Scheiterns bewußt ist. Bewußt ist ihm aber vor allem. daß er mit seiner Arbeit der besten Sache dient. der Sache des Friedens und der Menschlichkeit.

Trotz dieses Zielbewußtseins würde er jedoch als ein ganz natürlich empfindender Mensch die jahrelange Trennung von den Angehörigen. von den Freunden und seinem gewohnten ehrlichen Leben nicht ertragen können. wenn er nicht die stetige Sorge und Sicherung der Genossen spürte. Weil er genau weiß. daß ihm grenzenlos vertraut wird. fühlt er sich selbst in den schwersten Situationen nicht allein. Und so vertraut auch er seinen Genossen. seinem Staat. der ihm den allermenschlichsten Auftrag gab: Die Pläne imperialistischer Kriegsvorbereitung zu entdekken und für die Weltöffentlichkeit sichtbar zu machen. was nur für die Augen weniger Eingeweihter bestimmt war. Das ist der Sinn seines Heldentums.

Drehbuchautor Harry Thürk und Regisseur Janos Veiczi gestalten in ihrem ungemein fesselnden Film also nicht nur die Tat ihres Helden. sondern sie machen sichtbar. wie der Held wurde. was er ist. was ihn stark und mutig handeln läßt. Und sie machen sichtbar. wie schwer es ist. was es kostet. richtig zu handeln in jeder Situation, um mit einer unübersehbaren Zahl skrupelloser Gegner fertig zu werden. Sie zeigen. daß man Heldentum weder vom Gesicht noch von den Fäusten ablesen kann. sondern daß man es im Bewußtsein und im Charakter des Menschen erziehen muß. Dieses echte Heldentum wächst aus der Aufgabe und gewinnt seinen Glanz durch die Selbstverständlichkeit und Lautlosigkeit, mit der diese Aufgabe erfüllt wird.

Solche Helden wie der Genosse Lorenz leben unter uns. und nicht wenige haben wie er dazu beigetragen, daß die Vorbereitung eines heißen Krieges in Europa rechtzeitig durchkreuzt und unsere Grenzen zuverlässig geschützt werden konnten. Und es gibt mehr Helden unter uns, als es den Anschein hat. weil in jedem Menschen größere positive Fähigkeiten vorhanden sind, als er selbst glaubt. Sie müssen nur durch eine echte Aufgabe geweckt oder herausgefordert werden.

Der hochbegabte. sympathische und in dieser Darstellung noch gereifte junge Schauspieler Alfred Müller gab eine einfache Erklärung für seine Leistung: „Ich wollte erreichen. daß der Zuschauer den Hansen-Lorenz für seinesgleichen hält. daß er in ihm einen Teil seines eigenen Charakters wiedererkennt."

Hier wird der große Unterschied zu den konfektionierten „Leinwandhelden" deutlich. um die man sich im Auf und Ab des kapitalistischen Filmmarktes immer gemüht hat, und die am Ende wie der legendäre Sherlock Holmes höchstens zu belächeln waren. Der neue Held ist viel interessanter. weil er ein Mensch aus unserer Mitte ist. weil er Gefühle hat. wie wir. weil er Konflikte hat. wie wir. Vor allem aber: Weil er ein Ziel hat. dem wir uns mit ihm gemeinsam verpflichtet fühlen.

Heinz Hofmann



Tod oder Leben – so lautet auch die Entscheidung für den geheimnisvollen Frantisek, gespielt vom tschechoslowakischen Künstler Ivan Palec.

„Deutschland, Deutschland über Dulles..."

Just zu der Zeit, als Kennedy in Bonn Adenauer traf, trafen in einer Hamburger Bar US-Sergeant Smith und Buwe-Unteroffizier Schmidt den Nagel auf den Kopf: „Alter Junge, wir und ihr Amis – das sind Stützen der westlichen Welt", meinte Schmidt. Und Smith darauf: „Okay, Boy, indeed we and the germans – das sind the besten Stützen of the western world." Daraufhin untermauerten sie diese Stützen erst einmal mit einem Whisky. Je mehr sie sie aber untermauerten, desto mehr wackelten sie. Bald stieß ihnen das Soda-Wasser auf und dann die Frage, wer von den beiden besten Stützen wohl die allerbeste sei. Und so stürzten sie noch einen Whisky hinunter und sich in die folgende Diskussion.

Text: Heinz Huth · Zeichnungen: Klaus Arndt

SMITH: Wir Amerikaner, old boy, hatten einmal ein Reitpferd, das hieß Whisky. Eines Tages soff es auch einen ganzen Eimer Whisky. Leider ist das kluge Tier daran krepiert.

SCHMIDT: Wir, alter Junge, haben sogar Generale, die sind einst Wasser saufen gegangen. Und sie leben noch immer.

SMITH: Aber wir Amerikaner, old boy, haben die beste Armee. Weil wir die meisten Fachleute haben! In Honduras, was sozusagen der 50. Staat von uns ist, kommt auf 14 Matrosen ein Admiral.

SCHMIDT: Das ist doch gar nichts, alter Junge. Bei uns in der Bundesmarine kommt auf 14 Admirale einer, der kein Faschist war.

SMITH: Wir Amerikaner, old boy, aber haben mehr Poesie als ihr. Bei uns in Chicago gab es eine Bande, die hat 20 Niggerfrauen umgelegt. Und sie nannte sich: „Othello!"

SCHMIDT: Das ist doch gar nichts, alter Junge. Bei uns wurde ein Manöver durchgeführt, das zwei Millionen tote Frauen brachte. Und das ganze nannten wir: „Schwanensee!"

SMITH: Aber wir, old boy, haben die empfindsamsten Generale. Im Kriegsministerium war die Generalskantine für ihr Fricassee berühmt. Bis man merkte, daß es aus Abfällen gekocht war. Seitdem übergeben sich unsere Generale schon, wenn sie Fricassee sehen.

SCHMIDT: Auch das ist gar nichts, alter Junge. Es gibt ein Gericht, bei dem unseren Generalen schon mulmig im Magen wird, wenn sie nur davon hören. Es ist das Nürnberger Gericht.

SMITH: Aber unsere Zeitungen, old boy, machen die beste Reklame. In einer New Yorker Zeitung stand einmal ein Inserat in so einer kleinen Schrift, daß man eine Lupe brauchte. Mit Lupe konnte man dann lesen: „Auch Sie brauchen eine Lupe!"

SCHMIDT: Das ist doch gar nichts, alter Junge. Unsere Zeitungen liefern die Brille gleich mit. Und wenn man durch sie die Welt betrachtet, erscheinen dir die Kommunisten als Ungeheuer, und du schreist: „Wir brauchen Atomwaffen."

SMITH: Aber die strengsten Strafen, old boy, haben wir. Ein gewisser Longfellow aus Detroit mußte 16 Dollar zahlen, weil er die zulässige

Ein Jugendlicher, der die Kriegsgroschenhefte verschlang, zog mit einem Stahlhelm und aufgemalten SS-Runen, mit einem Kleinkalibergewehr und einer Hakenkreuzbinde auf Überfall.

(Deutsche und Wirtschaftszeitung, Düsseldorf)



„Der Ton ist gut, nur das Instrument mußt du noch etwas mehr in Richtung Osten halten!"

Höchstgeschwindigkeit von 50 Kilometern überschritten hatte, mit einem Pferdefuhrwerk, hörst du? Dabei hatte sein Freund neben ihm auf dem Kutscherbock nur gerufen: „Bremse!"

SCHMIDT: Das ist doch gar nichts, alter Junge. Ein gewisser Grass aus Bonn bekam 16 Tage Gefängnis, weil er einem Wagen nachgerufen hatte: „Sie fahren in eine Sackgasse!" Darin hatte zufälligerweise der Kanzler gesessen.

SMITH: Bei uns, old boy, schreibt man aber die interessantesten Briefe. In Memphis lag wochenlang ein Brief auf der Post, „An den dümmsten Rechtsanwalt von Memphis" adressiert. Als ihn endlich ein Anwalt annahm, lagen darin 20 000 Dollar und ein Zettel mit der Aufschrift: „Sie sind gar nicht so dumm, wie Sie dachten."

SCHMIDT: Kleine Fische, alter Junge. Bei uns wurde im Springer-Konzern, wo die Bild-Zeitung gemacht wird, lange ein Brief nicht abgeholt, der „An den wahrheitsliebenden Journalisten des Hauses" adressiert war. Als ihn sich endlich doch ein Redakteur abholte, fand er darin seinen Entlassungsbescheid. Mit der Begründung: „Sie sind ja dümmer, als wir es bei ihrer Einstellung glaubten."

SMITH: Aber das beste Parfüm haben wir in Amerika, old boy. Ein Stinktier wurde in einen Glaskäfig gesperrt und mit der neuen Duftmischung besprüht. Als es sich mit seinen Stinkdrüsen zur Wehr setzte, konnte sich jedermann davon überzeugen, daß das Parfüm selbst den bestialischen Gestank des Tieres überdeckte.

SCHMIDT: So gut ist euer Parfüm auch wieder nicht, alter Junge. Wir haben in unserer Kaserne ein Traditionszimmer mit eurem Parfüm ausgespritzt — aber es riecht darin noch genauso nach Moder wie vorher.

SMITH: Aber die hilfreichste Polizei, old boy, die haben wir. In Kentucky legte ein Geschäftsmann eine Rolle Wechselgeld in seine Kasse, traf dabei versehentlich den Drücker seiner ungesicherten Pistole, die zum Schutz gegen Überfälle dort lag. Die Pistole ging los, die Kugel durchschlug einen Ölbehälter, traf eine Streichholzschachtel, entzündete sie, das auslaufende Öl begann zu entflammen, und der Kanister explodierte mit lautem Krachen. Und schon nach 1½ Minuten war die Polizei zur Stelle.

SCHMIDT: Das ist doch gar nichts, alter Junge! Bei uns legte ein Geschäftsmann auch eine Rolle Wechselgeld in seine Kasse, traf auch die entsicherte Pistole, der Schuß durchschlug auch einen Ölbehälter, drang auch in eine Streichholzschachtel, entzündete sie auch. Das auslaufende Öl begann auch zu entflammen, und auch der Kanister explodierte mit Krachen, aber die Polizei — ließ sich 1½ Tage lang nicht blicken, obwohl sie sonst alle 10 Minuten an diesem Laden vorbeikommt. Das war in Westberlin!

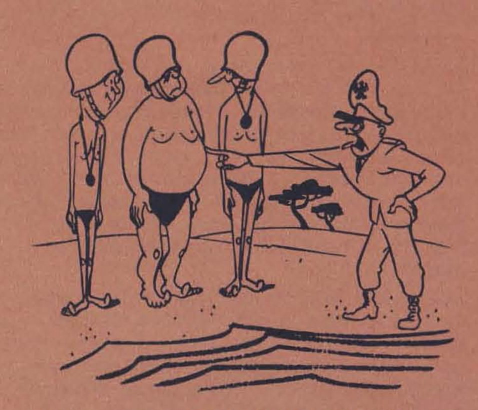
SMITH: Aber wir haben den besten Galgenhumor, old boy! In Oklahoma lebte ein bekannter Pantoffelheld. Als der gestorben war und die

„‚Mit fremden Federn' hatte sich nach Überzeugung des Mainzer Schöffengerichtes ein ehemaliger Feldwebel der Bundeswehr geschmückt: er gab sich zu Unrecht als ‚Ritterkreuzträger' aus."
(„Die Freiheit", Mainz)



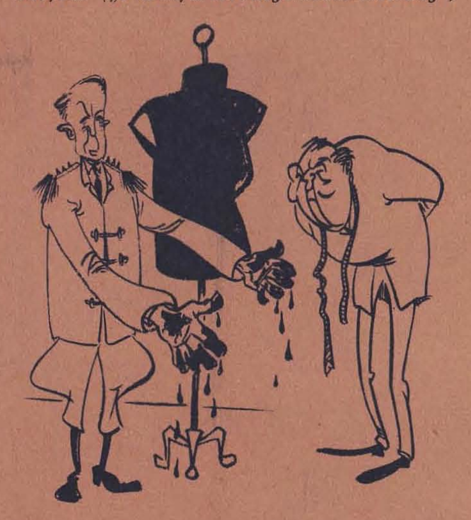
„Nein, Ihr Ritterkreuz, das ist hierzulande mehr wert als Ihre Brieftasche!"

„Das Bundesverteidigungsministerium hat ... die ‚Erkennungsmarke', die bei den Soldaten als ‚Hundemarke' bekannt ist, beschrieben ... Während des Dienstes hat der Soldat die Erkennungsmarke ständig an der dazugehörigen Metallkette um den Hals zu tragen." *(„Frankfurter Allgemeine")*



„Angenommen: Ich befehle in die Iller zu marschieren, Sie können nicht schwimmen, Sie ersaufen, werden erst nach 20 Tagen gefunden, ohne Erkennungsmarke — wer soll Sie Armleuchter dann noch identifizieren?"

„Bundespräsident Lübke veröffentlichte . . . eine Anordnung, wonach Offiziere – wie früher bei der Wehrmacht – im Sommer wieder weiße Jacketts zur Uniform tragen dürfen." („Frankfurter Allgemeine Zeitung")



„Nun noch weiße Handschuhe, Meister. – und wir Bundeswehroffiziere haben eine weiße Weste!"

Verwandtschaft sein Testament öffnete, las sie als erstes die Worte: „Mein erster Wille!"

SCHMIDT: Das ist doch gar nichts, alter Junge. Bei uns gab es in der Militärjustiz der Bundeswehr einen gewissen Lach. Der war schon Richter bei der Wehrmacht. Neulich hat er sich mit einem Strick umgebracht. Neben der Leiche fand man einen Zettel, den er selbst geschrieben hatte. Darauf stand: „Der erste, den ich zu Recht erhängt habe."

SMITH: Aber wir haben die besten Tests, old boy! In Detroit hatte man einen Professor der höheren Mathematik, einen Physiktheoretiker und einen Experimentalphysiker in einen leeren Raum gesperrt, nur mit einer Konservendose und dem Auftrag, diese zu öffnen. Der Theoretiker bewies, daß man sie öffnen könne, der Mathematikprofessor begann: „Nehmen wir an . . ." Der Experimentalphysiker aber öffnete sie indessen.

SCHMIDT: Was ist das schon, alter Junge. Bei uns hatte man einen Militärseelsorger, einen SPD-Wehrexperten und einen Bundeswehrgeneral in einen Bunker gesperrt. Man gab ihnen eine Atombombe mit und den Auftrag, etwas für die Abrüstung zu tun. Der Geistliche begann zu beten, der SPD-Experte schlug vor, die Atombombe blau anzustreichen, weil Blau eine beruhigende Farbe sei und die Bombe dann weniger Schrecken auslöse. Der Bundeswehrgeneral aber brachte sie zur Entzündung.

SMITH: Wir aber haben die besten Ausreden, old boy. In Alabama gastierte ein Zirkus, der einen Umzug mit einer nackten Lady auf einem Zikuspferd ankündigte. Sämtliche Schulen erschienen. Als die Eltern protestierten, wurden sie vom Biologielehrer belehrt, daß man den Kindern endlich mal ein richtiges Pferd zeigen mußte.

SCHMIDT: Auch nichts, alter Junge. Hier in der Nähe, in Luxemburg, gibt es ein Radio, der durch Spionage und Lüge denen im Osten tüchtig einheizen soll. Als sich einige Leute beschwerten, entgegnete die Sendeleitung: „Wir wollen doch den Menschen drüben nur anständige Musik vorspielen."

SMITH: Aber unsere Offiziere leben gefährlicher als Eure, old boy. Nach einer Flugschau in Los Angeles mußte Admiral Lipsteack in ein Krankenhaus eingeliefert werden. Er hatte sich einen Halswirbel verrenkt.

SCHMIDT: Wie harmlos, alter Junge. Unser Kriegsminister mußte nach einem Bankett ebenfalls in ein Krankenhaus eingeliefert werden und wäre bald hops gegangen. Als nämlich ein Neger einen Trinkspruch auf die friedliche Koexistenz ausbrachte, ist unserem Minister der Bissen im Halse stecken geblieben.

SMITH: Wir haben aber die besten Clubs, old boy. Der Damenkegelklub in Philadelphia veranstaltete kürzlich unter seinen Mitgliedern eine Schönheitskonkurrenz. Der erste Preis war ein elektrischer Rasierapparat.

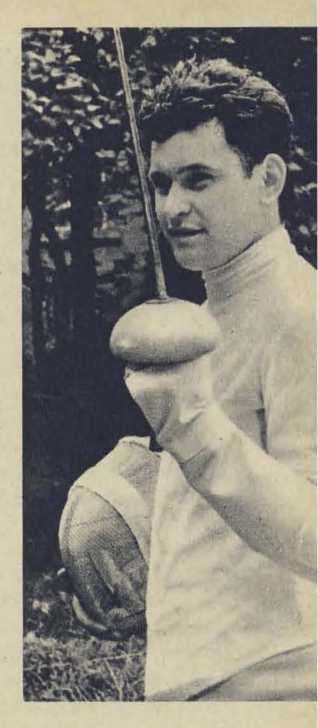
SCHMIDT: Das haben wir schon lange, alter Junge. Der Damenskatklub im Staatssekretariat des Herrn Globke veranstaltete kürzlich einen Kochwettbewerb. Der erste Preis war hier ein Gasofen.

SMITH: Aber die besten Parties könnt ihr uns nicht nehmen, old boy. Der Schlagersänger Pit Owen veranstaltete vor kurzem mit jungen Mädchen aus bestem Hause eine Gasglühlicht-Party. Der Name kommt von der Maskerade. Die Damen kamen nur in Strümpfen und mit Zylinder.

SCHMIDT: Auch nichts Aufregendes, alter Junge. Unser CDU-Vorstand ladet schon seit langem SPD-Abgeordnete zu seinen beliebten Hundeparties ein. Die Gäste müssen auf den Knien rutschen, dürfen etwas bellen und haben dann dem Hausherrn die Stiefel zu lecken . . .

An diesem Punkt der Diskussion zwischen dem US-Sergeanten Smith und dem Buwe-Unteroffizier Schmidt angelangt, war sich Smith unschlüssig. Sollte er jetzt das „Deutschland, Deutschland über alles" singen? Nie und nimmer! Er besann sich seines schlagendsten Argumentes und schlug dem Schmidt mit der Faust eins aufs Auge. Worauf sich Schmidts linkes Auge schloß, aber Smith sagte: „Ich werde dir schon die Augen darüber öffnen, wer hier der Besatzer ist."

FELDWEBEL HARRY FIEDLER „reitet" Attacken, glänzt mit tollkühnen Paraden und kennt sich in Riport und Rimes aus. Und wer von Ihnen, liebe Leser, mit diesen sportlichen Fachausdrücken nicht gleich etwas anzufangen weiß, dem sei verraten, daß Harry Fiedler (22) zu den erfolgreichsten Fechtern nicht nur des ASK Leipzig, sondern unserer Republik überhaupt gehört. Neben mehreren Deutschen Meistertiteln hat er eine stattliche Anzahl internationaler Ehrenplätze aufzuweisen. Sie alle zusammen würden eine komplette „AR"-Magazinseite füllen. Ich möchte deshalb stellvertretend nur den 3. Platz im Internationalen Berliner Turnier 1963, den Babakau-Pokalgewinn in Krakow und den „silbernen" Erfolg im Dreiländerkampf Dänemark–Norwegen–DDR nennen. Begonnen hat seine Fechter-Laufbahn schon in der Schule, als er zehn Lenze zählte. Herr Düben von der BSG Chemie Rodleben fand bei den Roßlauer Steppkes ein begeistertes Echo, und unter denjenigen, die es mit dem Florett versuchten, sah man auch bald unseren Harry Fiedler. Und da es der Zufall ergab, daß derselbe Herr Düben Jahre später sein Lehrausbilder im Spitzendrehen wurde, stand der Fechtsport selbstverständlich in schönster Blüte. Mit 16 Jahren machte der Dreher Harry Fiedler bei den Deutschen Meisterschaften der Männer mit und konnte sich als neuer Titelträger im Degenfechten küren lassen. Als er zwölf Monate später aus freien Stücken seinen Armeedienst aufnahm, tat er das nicht mit der Perspektive, bald in den ASK zu kommen. Er wollte ein richtiger Mot.-Schütze werden. Und wurde es auch. Daß er dann doch für den Klub in Leipzig geworben wurde, blieb nicht aus. Auf alle Fälle, hier konnte er sich gut entwickeln. Sein Trainer Peter Stanitzki hat viele lobende Worte für ihn. „Durch seinen Siegeswillen riß er schon manchen Mannschaftserfolg aus dem Feuer. Ihm würde es nie einfallen, bei einem Trefferrückstand etwa aufzugeben . . ."



Dürfen wir vorstellen...

HAUPTMANN WERNER WEISE schloß mit dem Sport erst bei der Armee so richtig Bekanntschaft. Er versuchte sich in den „Töppen" als linker Verteidiger und wurde in die Fußballauswahl der Luftstreitkräfte Luftverteidigung delegiert. Dann liebäugelte er mit der Leichtathletik und brachte es zu Armeemeistertiteln im Fünfkampf und im Diskuswerfen. Schließlich begeisterte er sich für das Volleyballspiel und machte es zu seiner Hauptsportart. Und das mit nicht geringem Erfolg. In Kamenz versammelte Werner Weise volleyballbegeisterte Männer um sich und verhalf der Vorwärtsmannschaft im Laufe der Zeit von der unbedeutenden Kreisklassevertretung zum viel beachteten DDR-Liga-Team. Und erst während der Aufstiegsspiele zur Oberliga fiel das Sextett auseinander: Versetzungen, Entlassungen . . . Verbandstrainer wurden auf ihn aufmerksam und sagten ihm eine große Volleyballzukunft voraus. Werner freute sich riesig, als man ihm mitteilte, daß er zur Sportmannschaft des ASK kommandiert werden sollte. Doch die Volleyballsektion im Armeesportklub wurde aufgelöst, und die Vorfreude des sportbegeisterten Offiziers schlug in Enttäuschung um. Er wollte damals aufhören und nie mehr einen Ball über das Netz schmettern – ein Vorhaben aber, das aus der momentanen Verärgerung heraus geboren war und nie in die Tat umgesetzt wurde. Als er seinen Dienst als Fachlehrer für Taktik in Döbeln aufnahm, war in der dortigen ASG Volleyball soviel wie ein Fremdwort. So hatte er nichts Eiligeres zu tun, als eine Sektion zu gründen und für seinen Sport die Werbetrommel zu rühren. Bald spielte alles vor den Döbelner Kasernen Volleyball. Zug gegen Zug, Lehrstuhl gegen Lehrstuhl. Man kann die Döbelner besuchen, wann man will, vor den Plätzen an der Küche herrscht Abend für Abend Hochstimmung. Und der Lohn für die Volleyball-Begeisterung blieb nicht aus: Die ASG Vorwärts Döbeln konnte sich in diesem Jahr als Meister der Lehranstalten und des Militärbezirks küren lassen.



Antriebsleistung 20 Millionen PS

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Im großen Widerhall, den die hervorragenden Leistungen der sowjetischen Raumflugtechnik mit den Starts der Wostok-Raumschiffe in aller Welt finden, werden des öfteren auch Fragen nach den mutmaßlichen roketentechnischen Voraussetzungen dieser Experimente laut. Dieses Interesse ist durchaus verständlich, denn ein abgerundetes Bild von der tatsächlichen Leistungsfähigkeit der sowjetischen Raketentechnik würde sich natürlich erst dann zeichnen lassen, wenn beispielsweise auch Einzelheiten der Trägerraketentechnik bekannt wären. Bisher mußte jedoch das Interesse der Weltöffentlichkeit weitgehend unbefriedigt bleiben. Die Gründe dafür sind plausibel, weil der in diesen Raumflugexperimenten zum Ausdruck kommende große Vorsprung der sowjetischen Raketentechnik schließlich auch seine weitreichenden Konsequenzen in militärtechnischer Hinsicht hat. Dennoch wäre es unrichtig, behaupten zu wollen, es gäbe überhaupt keine brauchbaren Hinweise auf die antriebstechnischen Grundlagen der sowjetischen Trägersysteme für Raumschiffsatelliten. Aus einigen amtlichen Verlautbarungen und Interview-Äußerungen sowjetischer Kosmonauten läßt sich doch schon in groben Umrissen eine Vorstellung über diese Geräte ableiten. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß es sich dabei eben nur um grobe Umrisse handelt, die in ihrer Interpretation nicht zu Spekulationen verleiten dürfen und deren Begrenztheit daher ausdrücklich betont werden muß. Andererseits ist es sicher nicht ohne Reiz, an Hand der amtlich verlautbarten Daten einigen allgemeinen Grundproblemen der Konstruktion großer Trägersysteme für bemannte Raumflugkörper nachzugehen.

Erste Hinweise auf die Auslegung der Wostok-Trägerraketen ergaben sich aus den Angaben, die im Zusammenhang mit der Anerkennung der Flugdaten Gagarins als internationale Flugrekorde gemacht wurden. Darin wurde die Zahl der Triebwerke des Trägersystems mit sechs und die Antriebsleistung mit 20 Millionen PS angegeben. Daraus entstanden dann vielfach Falschmeldungen von einem sechs**stufigen** Trägersystem und einer Schub**kraft** von 20 Millionen PS. Der Fehlschluß auf die Stufenzahl wird deutlich, wenn man berücksichtigt, daß, will man sehr große Schubkräfte erzielen, mehrere Triebwerke in einer einzigen Antriebsstufe vereinigt werden können. Die Frage nach der tatsächlichen Stufenzahl der Wostokträger mußte damit offen bleiben. Die Fehlerhaftigkeit einer Darstellung der 20 Millionen PS als Schub**kraft** ist ebenso leicht einzusehen.

Bekanntlich werden **Kräfte** in Pond (p), Kilopond (kp = 1000 p) und Megapond (Mp = 1000 kp) gemessen. Daher kann man auch die Schubkräfte von Raketen nur in kp oder Mp angeben. Schubangaben in Kilogramm oder Tonnen sind also ebenfalls falsch, da diese Einheiten allein für die Bezifferung der **Masse** eines Körpers benutzt werden dürfen. Die Einheit PS (75 kpm/s) ist aber bekanntlich ein Maß für die **Leistung** einer Antriebsmaschine. Bei den genannten 20 Millionen PS handelte es sich somit um die Antriebs**leistung** des Wostok-Trägersystems. Sehr interessant ist nun, daß man aus dieser Leistungsangabe, gegenüber den sonst üblichen Schubkraftwerten, recht bemerkenswerte Schlußfolgerungen ableiten kann. Die Antriebsleistung eines Raketentriebwerks ist nämlich nur als sogenannte „innere" Leistung definiert, das heißt als kinetische Energie des Antriebsstrahls. Sie läßt sich damit aus dem Produkt von Schubkraft und Ausströmgeschwindigkeit berechnen. Umgekehrt kann man unter Annahme begründeter Werte für die Ausströmgeschwindigkeit die beteiligten Schubkräfte bestimmen oder bei deren angenäherter Kenntnis auf die mutmaßliche Ausströmgeschwindigkeit schließen. In nebenstehender Tabelle sind für ein Antriebssystem von 20 Millionen PS runde Werte verschiedener Ausströmgeschwindigkeiten und die daraus resultierenden Schubkräfte aufgeführt. Geht man weiterhin davon aus, daß der gegenwärtige Entwicklungsstand der chemischen Raketenantriebssysteme von Ausströmgeschwindigkeiten zwischen 2500 und 3000 m/s beherrscht wird, so müßte der Gesamtschub des Wostok-Trägersystems zwischen 500 und 600 Mp liegen. Diese Grobkalkulation erhielt inzwischen ihre Bestätigung durch die Ausführungen Titows auf dem XIII. Internationalen Astronautischen Kongreß in Warna (1962). Titow sprach von einem Startschub in der Größenordnung von 600 Mp und fünf daran beteiligten Triebwerken. Das noch immer in Entwicklung und Erprobung befindliche Trägersystem „Saturn" der USA hat beispielsweise eine Startstufe mit rund 680 Mp Schub bei acht „gebündelten" Triebwerken.

Mit diesen Grundwerten ließe sich nun noch weiter operieren, um zu detaillierteren Vorstellungen über das Gesamtantriebssystem zu kommen. Aber wie schon angedeutet wurde, kommt diesen Über-

(Fortsetzung auf Seite 53)

Schützenpanzer HS-30 (lang) Westdeutschland

Taktisch-technische Daten:

Masse	14,6 t
Länge	5560 mm
Breite	2500 mm
Höhe	1940 mm
Panzerung (max.)	30 mm
Steigfähigkeit	60 °/₀
Uberschreitfähigkeit	1500 mm
Watfähigkeit	700 mm
Kletterfähigkeit	750 mm
Höchstgeschwindigkeit	65 km/h (Straße)
Fahrbereich	350 km (Straße)
Besatzung	1 Fahrer



Der Schützenpanzer HS-30 (lang) ist das Standardfahrzeug der Panzergrenadierkompanien der Bundeswehr. Er führt als Bewaffnung eine 20-mm-Maschinenkanone; sein Antrieb ist ein 229 PS wassergekühlter Rolls-Royce-Motor. Mit dem Fahrzeug werden 10 Mann transportiert.

Bist du im Bilde?

Die Reihe NATO-Schützenpanzer geht weiter mit der Vorstellung des westdeutschen SP (lang) HS-30. Suche auch hier unter den Ausschnitten dieses Fahrzeug, schreibe die Lösung auf eine Postkarte und sende diese an die

Redaktion „Armee-Rundschau"
Berlin-Treptow, Postschließfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?"

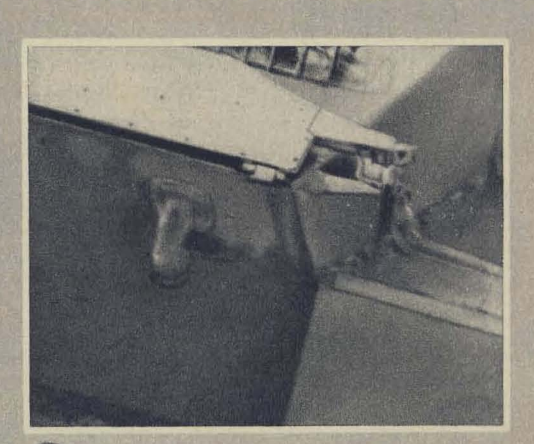
Letzter Einsendetermin ist der 30. 9. 1963 (Datum des Poststempels). Wie immer werden durch das Los unter den Einsendern mit richtiger Lösung fünf Gewinner ermittelt, die 50,–, 20,– und 10,– DM sowie als 4. und 5. Preis je ein wertvolles Buch aus dem Deutschen Militärverlag erhalten.

AUFLÖSUNG AUS HEFT 7/1963:

Die richtige Lösung: Bild 2, 5 und 6 zeigten den Schützenpanzerwagen „Saladin".

Die Preisträger sind:

Pionier Volkmar Beyer aus Storkow, 50,– DM
Manfred Loewner aus Leipzig, 20,– DM
Monika Engler aus Görlitz, 10,– DM
Christel Keidel aus Halle, 1 Buch
Werner Schadow aus Frankfurt/O., 1 Buch



1



2



3



4

5

6

7

ARMEE-RUNDSCHAU 9/1963 | TYPENBLATT | WAFFEN DES SOZIALISTISCHEN LAGERS – ARTILLERIE

122-mm-Haubitze 38
UdSSR

Taktisch-technische Daten:

Masse	2450–2500 kg
Kaliber	121,92 mm
Länge (gesamt)	5900 mm in Marschstellung
Breite	1975 mm in Marschstellung
Höhe bei Erhöhungswinkel 0°	1820 mm
Schußfolge	1–6 Schuß min.
max. Fahrgeschwindigkeit	50 km h (Straße)
Bedienung	7 Mann



Die 122-mm-Haubitze wird in den Armeen des sozialistischen Lagers eingesetzt. Sie dient zur Vernichtung offen liegender oder in Feldbefestigungen befindlicher Ziele, zur Zerstörung von Feldverteidigungsanlagen und Bekämpfung ungepanzerter sowie gepanzerter Fahrzeuge.

Antriebsleistung 20 Millionen PS

(Fortsetzung von Seite 50)

legungen kaum mehr Wert als der grober Abschätzungen zu. So findet man damit zunächst die oft wiederholte Bemerkung sowjetischer Raketenspezialisten bestätigt, daß sich die sowjetische Großraketentechnik auf keinerlei „Wundertreibstoffe" stützt, sondern die bekannten Treibstoffkombinationen anwendet. Beispielsweise kann im Bereich der Ausströmgeschwindigkeiten zwischen 2500 und 3000 m/s noch immer Flüssigsauerstoff als billiger und bewährter Oxydator in Verbindung mit Kohlenwasserstoffen als Brennstoff eingesetzt werden. Weiterhin ließe sich daraus schließen, daß den sowjetischen Raumfahrtspezialisten bewährte Bündeltriebwerke mit mindestens 120 Mp Einzelschub zur Verfügung stehen (USA: Rocketdyne LR-93 mit 75 Mp in „Atlas"). Als „Bündeltriebwerke" werden solche Triebwerke bezeichnet, die im Parallelbetrieb zu größeren Schubeinheiten zusammengefaßt werden können.

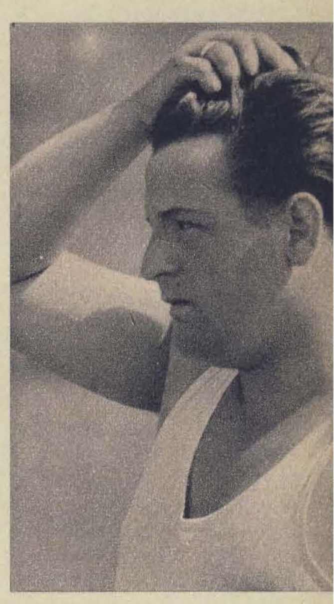
Das Prinzip der Triebwerksbündelung hat aber nicht nur Bedeutung für das Problem der Entwicklung großer Schubeinheiten, indem es die sehr bedeutenden Schwierigkeiten in der Schaffung betriebssicherer und hinreichend regelbarer Einzeltriebwerke gleicher Schubklasse wie das entsprechende Triebwerksbündel in gewisser Weise zu umgehen gestattet. Gerade im Hinblick auf den Einsatz als Träger bemannter Raumflugkörper ergeben sich durch Triebwerksbündelung besonders vorteilhafte Voraussetzungen. Nach dem „klassischen" Prinzip der Mehrstufenrakete, bei dem die einzelnen Antriebsstufen sozusagen „in Reihe geschaltet" sind, – jede neue Stufe kann immer erst gezündet werden, wenn die vorangegangene ausgebrannt und abgetrennt ist –, würden sich im Antriebsprogramm je nach Stufenzahl, zwei, drei oder gar vier separate Beschleunigungsabschnitte ergeben, die durch mehr oder weniger lange beschleunigungsfreie Flugabschnitte getrennt sind. Der mitfliegende Raumpilot hätte also in diesem Fall einen mehrfachen Wechsel von Beschleunigungsandrücken (maximal auf vielleicht 5–6 g anwachsend) und abrupt anschließenden Schwerelosigkeitsphasen zu ertragen. Aus jedem Schwerelosigkeitsabschnitt würde er durch die neue Triebwerkszündung stoßartig wieder in einen Andruckzustand versetzt. Die physiologische Problematik eines solchen Vorgehens braucht wohl kaum noch näher beleuchtet zu werden.

Bei einer aus mehreren Triebwerken bestehenden Antriebseinheit kann man nun prinzipiell anders verfahren. Nehmen wir beispielsweise ein System von fünf Triebwerken. Deren Anordnung würde zweckmäßigerweise so erfolgen, daß vier Triebwerke die Ecken eines Quadrates besetzen, während das fünfte in dessen Zentrum liegt. Dann könnte folgendes Antriebsprogramm ausgeführt werden: Beim Start werden alle fünf Triebwerke gezündet (erste Antriebsstufe); nach einer gewissen Brennzeit werden zwei Triebwerke abgeschaltet und abgeworfen, die drei restlichen Triebwerke brennen weiter (zweite Antriebsstufe); nach Verbrauch der Treibstoffe der beiden verbliebenen Außentriebwerke werden diese ebenfalls abgeschaltet und abgeworfen, das zentrale „Marschtriebwerk" brennt weiter (dritte Antriebsstufe) und bringt schließlich den Raumflugkörper in seine Umlaufbahn.

Damit würde bei dieser „Parallelschaltung" der Stufen jegliche Schwerelosigkeitszwischenphase entfallen und ein lediglich auf verschieden starke Andruckbelastungen abgestimmtes Antriebsprogramm resultieren. In einem derartigen, zweistufig ausgelegten Antriebsverfahren wurden beispielsweise auch die bisherigen amerikanischen Mercury-Aufstiege ausgeführt. Unter Umständen könnte es sich nun noch als notwendig erweisen, zum optimal „weichen" Einflug in die vorgesehene Umlaufbahn ein sechstes Triebwerk (mit Treibstofftanks usw.) sozusagen „in Reihe nachzuschalten", wobei aber der Schubeinsatz und -verlauf keine großen Belastungen mehr zu bewirken brauchte. Im Rahmen dieses Bildes ließen sich also die sowjetischen Verlautbarungen zu den Wostok-Trägersystemen recht gut erläutern. Ein weiterer Vorteil des Parallelschaltungsprinzips wäre der, daß die Gesamthöhe des Trägersystems wesentlich geringer als nach dem „klassischen" Verfahren würde, so daß man für ein entsprechendes vierstufiges Trägersystem der Wostok-Leistungsklasse kaum auf größere Bauhöhen als 40–50 Meter – bei 6–7 Meter Durchmesser der Bündeltriebwerkseinheit – kommen dürfte.

Schubkraft eines Antriebssystems von 20 Millionen PS Antriebsleistung in Abhängigkeit von der Ausströmgeschwindigkeit

Ausström-geschwindigkeit (m/s)	Schubkraft (kp)
2000	750 000
2500	600 000
3000	500 000
3500	430 000
4000	375000



Junge, Junge, wenn das mal gut geht. Manchmal ist es ja zum Haaraus-raufen, betrachtet man vom Spielfeldrand die Aktionen der Spieler. Der Waldsieversdorfer Trainer hat seine Sorgen. Trainer Eckstein (unten) verfolgt mit kritischem Blick das Spiel seiner Jungen im gestreiften Dreß.



Manchmal steigt er kerzengerade empor...

ie stehen einander in spitzer Keilform gegenüber – zweiundzwanzig Burschen, jung und athletisch und mit bunten Stutzen an strammen, sehnigen, sonnengebräunten Beinen. Ihrer Aufstellung liegt eine in vielen Kämpfen erprobte Strategie zugrunde.

Zwei symmetrische Achsen, weißgekreidet, teilen das Spielfeld und die Mannschaften längs und quer. Die eine Elf ist der anderen Spiegelbild: Mittelstürmer, Innenstürmer, Flügelstürmer, Läufer, Verteidiger und das Ziel des Angriffs: Das Tor.

Jahrtausende hindurch dauert nun schon der Siegeszug des Balls. Vermutlich haben bereits die Sprößlinge des Neandertalers mit einer runden Nußschale gespielt, mit Gewißheit jedoch pflegten die Menschen anno 2697 vor unserer Zeitrechnung ein fußballähnliches Kollektivspiel. Mittelalterliche Quellen berichten unter anderem vom englischen Fastendienstagsfußball, vom altfranzösischen Soule und vom italienischen Calcio. Der älteste Ball, eine Hinterlassenschaft aus grauer Vorzeit, findet sich im Britischen Museum. Er hat viertausend Jahre auf dem Buckel und wurde in einer ägyptischen Pyramide entdeckt.

Sagenumwobenes Spiel – Pidar, der griechische Chordichter, weihte dir seine Verse, altchinesische Poeten bekränzten dich mit ihrer Lyrik, aber auch die Jetzt-Zeit, welche dich auf dem Thron der Publikumsgunst sieht, singt dir ihre Lieder:

Die Stürmerreihe zieht das Feld entlang.
Wie abgelöst vom Boden und im Fluge,
Beflügelt von der ganzen Mannschaft Kraft.
Ein Fußballspiel – und gleichfalls eine Fuge.
Zusammenhang wird zum Zusammenklang.
Der Sieg des Ganzen – *aller* Meisterschaft. –

schrieb der 1958 verstorbene Johannes R. Becher in seinem Sonett „Auf das Spiel einer Fußballmannschaft“ ...

Im Kampf um den Ball mischen sich die Spieler untereinander, verschmelzen zu einem schier unentwirrbaren Knäuel, das sich Sekundenbruch-

Am Ball Mittelstürmer Offz.-Schüler Lüder von der siegreichen Kamenzer Mannschaft.

teile später wieder auflöst. Der Ball wandert von Fuß zu Fuß. Manchmal beschreibt er einen Bogen und wird erst durch einen Spieler gestoppt. Manchmal streift er knapp über den Erdboden dahin. Manchmal steigt er kerzengerade empor, als wolle er auf direktem Wege in den Kosmos fliegen. Manchmal auch verirrt er sich in die Zuschauermengen. Manchmal hat man ihn mühselig durch das gegnerische Feld getrieben, vor dem Tor aber zerschellt der Angriff an einem Gegenvorstoß der Verteidigung. Und manchmal wieder ist der Torwart hilflos und der Ball zappelt im Netz wie eine Fliege im Spinngewebe.
Es kennt tausend und mehr Varianten, unser altes und immer wieder junges Fußballspiel. Ganze Trainergenerationen haben ihr Leben der Suche nach den Regeln eines unfehlbar erfolgreichen Spiels gewidmet. Und das Geheimnis des Spiels wurde gelüftet: Der einzelne – ein Teil der Mannschaft; die Mannschaft, das Kollektiv, entscheidet.
Der Sieg im Spiel resultiert aus der Schnelligkeit, Geschicklichkeit und Kraft, aus der Intelligenz, dem Denken und Wollen der Mannschaft als Ganzem.
Der Wert des Spiels liegt in seinen physischen wie moralischen Erziehungselementen – Mut, Entschlossenheit und Härte, Ausdauer, Kraft und Gewandtheit, und nicht zuletzt in der Förderung des Kollektivgeistes und der Kameradschaft. Dinge also, die gerade den Soldaten in besonderem Maße auszeichnen müssen. Was Wunder, daß demzufolge fast jeder dritte Soldat der Nationalen Volksarmee Fußball spielt und sich die Gesamtzahl unserer Mannschaften auf zweitausendfünfhundert beläuft, von denen wir zwei im Bild vorstellen. Zwar machen sie nur 0,75% aller Armeefußballer aus, doch da beide im Endspiel um die Meisterschaft der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung standen, dürften es wohl kaum die schlechtesten sein ... *FREG*



Waldsieversdorfs Angriff endet beim rechten Verteidiger Leutnant Hosang.

Kamen, spielten, siegten – die Fußballer der Sportkommission Kamenz. Mit den begehrten Goldmedaillen der Meistermannschaft des Bezirkes Cottbus der ASV Vorwärts präsentierten sie sich dem Fotografen: Links außen Hauptmann Schulz, der Mannschaftsbetreuer, rechts außen Trainer Eckstein, in der Mitte (Dritter in der zweiten Reihe) Unteroffizier Schimmelschmidt, der Schütze des spielentscheidenden Tores im Kampf gegen Waldsieversdorf.



Illustration: Rudolf Grapentin



Major L. Ulanow

Patronen

Über die vom Frühlingsregen aufgeweichten Wege marschierten die Soldaten nach Westen. Der langgezogene Schwanz der Kolonne verlor sich in der Ferne. Sergej und ich schwappten mit den Füßen im dunklen Schlamm, wobei wir uns bemühten, nicht in die Spuren der uns häufig überholenden Tankwagen, Kfz. und Panzer zu treten. Alle Gedanken mündeten in einem einzigen: Bald sind wir wieder an der Front. Ich faßte den festen Entschluß, mich in den bevorstehenden Kämpfen unbedingt auszuzeichnen.

Der Marsch war schwer. Am ersten Tag legten wir dreißig Kilometer zurück und schliefen nachts wie Tote in einer Hütte am Wege, deren Boden mit Stroh ausgelegt war. Am Morgen schien es uns unmöglich weiterzugehen, so schmerzten die bis aufs Blut wundgeriebenen Füße. Aber wir gingen. Wir bewegten uns an den Steinkästen der durch Luftangriffe zerstörten Stadt Liwny und an den wie Hälse aufragenden Schornsteinen der ausgebrannten Dörfer vorbei.

Den ganzen Weg über schwieg Sergej. Er war achtzehn Jahre alt. Lang, hager, wie ein Spazierstock, machte er zum ersten Mal die Härte des Fronteinsatzes durch. Nach jedem Schritt hatte er das Gefühl, daß er seine ermüdeten Beine, die in breitschäftigen Gummistiefeln steckten, nicht mehr aus dem Schlamm herauszuziehen vermag. Auf seinem Rücken wippte, wie bei allen übrigen, im Takt der Schritte ein Rucksack, in welchem seine Munition und gut hundert „überzählige" Patronen lagen, welche wir im Vorfrontabschnitt an den zerstörten Kraftfahrzeugen aufgesammelt hatten. Solche Reserven hatten viele. Manchmal hob Sergej seine Last mit einem Ruck an, und dann stießen ihn die Patronen schmerzlich in die Seite.

Gegen Mittag schien hell die Sonne, aber auch davon wurde es nicht leichter. Angezogen waren wir alle noch winterlich – Pelzmützen, Mäntel und warme Unterhemden. Man verkündete eine Marschpause. Schwer ließen wir uns auf einem Stück ausgetrockneter Erde am Wegrand nieder. Sergej schwieg, und nur an seinem schweren Seufzen konnte ich erraten, daß er irgendeine wichtige Frage entschied. Es ertönte das Kommando zum Weitermarsch. Plötzlich hatte Sergej seinen Rucksack aufgebunden und außer der Gefechtsmunition alle „überflüssigen" Patronen auf die Erde herausgeworfen.

„Ich kann nicht mehr – dort gibt man uns neue."

„Dort – du meinst wohl in der HKL!"

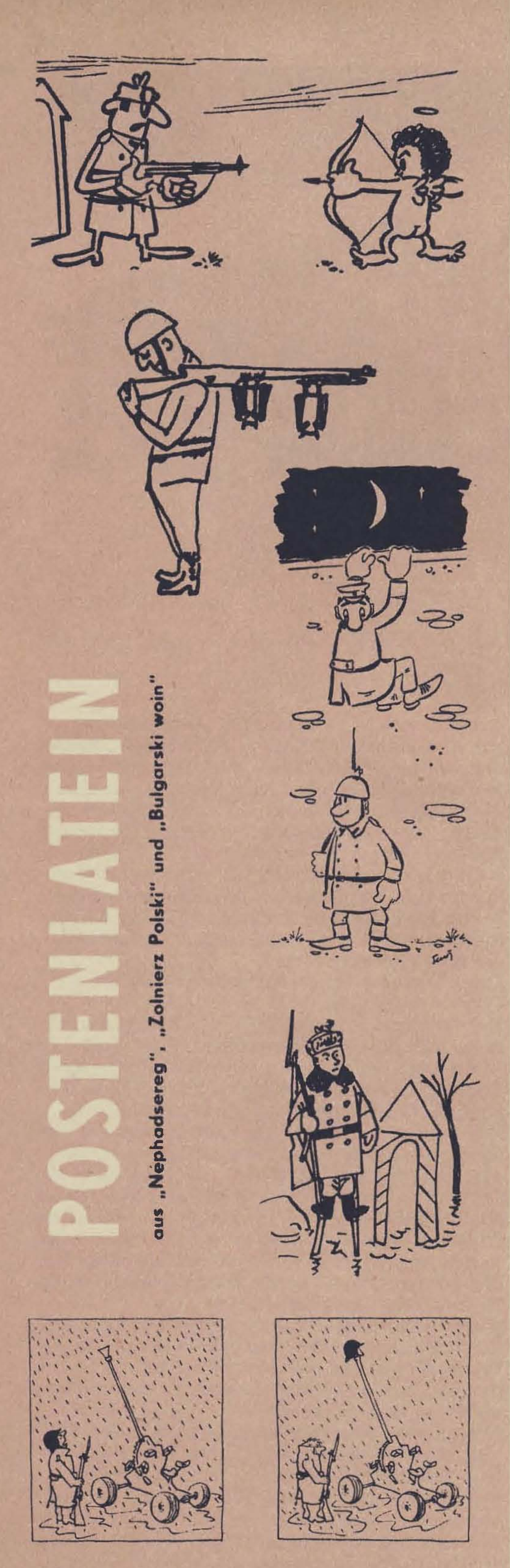
Die Patronen mitzunehmen, die Sergej zurückließ, war ich nicht imstande, denn auch ich fühlte, daß ich mich nur noch mit letzter Kraft bewegte. Meine Worte aber hatten keine Wirkung auf ihn. Er antwortete darauf einfach nicht.

Wir gingen einige Schritte. Mechanisch, wie das so ist, wenn man etwas Notwendiges zurückläßt, sah ich mich noch einmal um. Am Weg stand ein Soldat mit Schnurrbart. Ich hatte ihn früher schon einmal gesehen. Ich glaube, in einem der früheren Gefechte hatte er eine Schützenkette in den Angriff geführt. Mir schien, als bücke sich der Bärtige genau an derselben Stelle, an der wir mit Sergej gesessen hatten.

Gegen 5 Uhr nachmittags schleppten sich die Soldaten nur noch so hin. Mechanisch setzten sie die Beine. Alle hatten nur den einen Wunsch: die benannte Übernachtungsstelle noch zu erreichen, es bis dahin noch zu schaffen . . .

Die müden, schweißtriefenden, bis zum Gürtel mit Dreck bespritzten Soldaten überholte ein leise fahrender Wagen.

Neben dem Fahrer saß ein General, der aufmerksam zu den vorbeiziehenden Truppen hinüberschaute. Sein Gesicht war besorgt, müde,



und insgesamt wirkte es knochig und unbeweglich. Nur die blauen, wie verstaubt scheinenden Augen sahen aufmerksam umher, so als würden sie sagen:

– Schwer, Genossen, ist es zu marschieren, aber es muß sein. Morgen ist der Kampf.

Aber seine Falten auf der Stirn sagten drohend auch etwas anderes: hinkommen muß man, aber werden eure Kräfte auch reichen?

Mit dieser stummen Frage fuhr er an uns vorbei. Nach einer halben Stunde hatten wir den Wagen des Generals, der am Wegrand stand, eingeholt.

Als wir am General vorüberzogen, hoben wir die Köpfe und beschleunigten die Schritte. Mir schien, als hätte er aufmerksam auf den fast leeren Rucksack Sergej's geblickt. Plötzlich hörten wir, daß der General irgend jemand anrief. Alle drehten die Köpfe. Hinter uns trat der bärtige Soldat aus dem Glied heraus. Seine kleine, korpulente Gestalt mit dem prall gestopften Rucksack auf dem Rücken, der wie es schien den Mann fast erdrückte, fiel sofort ins Auge.

Laut und streng fragte der General den Soldaten, was er trüge.

„Patronen" – klang die Antwort bis zu mir herüber. Der Bärtige sprach in einem für seinen kleinen Wuchs unerwartet lauten Baß.

Der General wünschte zu wissen, weshalb er so viel Patronen besäße, woher er sie habe.

Der Bärtige zeigte auf einen jungen Soldaten und antwortete mit voller Stimme:

„Ihnen geht es über ihre Kräfte. Sie lassen die „überflüssigen" Patronen zurück. Morgen aber gehen wir in den Kampf. Die Munition könnte vielleicht nicht reichen. So sammle ich alles auf, wenn irgendeiner etwas wegwirft. In Patronen kenne ich mich aus. Ich kämpfe im dritten Krieg . . ."

Ohne zu Ende zu hören, befahl der General der vorbeiziehenden Kolonne laut:

„Kolonne halt!"

Die Soldaten an der Spitze standen. Die Nachfolgenden rückten auf und blieben stehen. Der General wartete, bis Stille eingetreten war, dann wiederholte er für alle die Worte des bärtigen Soldaten, umarmte ihn fest auf russische Art, küßte ihn und steckte ihm eine Medaille an.

„Für treue Dienste, Soldat."

Noch einmal umarmten sie sich – der General, der den ersten Krieg als Soldat begonnen hatte und jener, der den dritten Krieg führte.

Nach zehn Minuten ging es weiter nach Westen. Die Kolonne war jetzt dichter geworden, die Soldaten marschierten in Reihen, die irgendwie an einen Patronengurt erinnerten. Der bärtige Soldat schritt hinter uns. In meiner Brust regte sich ihm gegenüber so etwas wie Neid und Ärger auf mich selbst, weshalb ich nicht das gleiche getan hatte, wie er. Ich schämte mich. Sergej aber verfluchte einfach seine Schwäche. Der hängende Kopf und die roten Ohren verrieten es.

Ja, er war besser als wir, er war uns überlegen, dieser Bärtige. Er hatte nicht an Ruhm gedacht. Er war ein einfacher, arbeitsliebender Mensch. Er hatte seine Pflicht gewissenhaft erfüllt und damit für sich selbst unbemerkt Heldentaten vollbracht. So aber muß ein wahrhafter Mensch sein.



Wie hieß denn DER?

Den Titel jenes Filmes, dem wir unser Szenenfoto entnahmen, braucht man nicht zu erraten, werden Sie sagen, liebe Filmfreunde. So ist es. „Das russische Wunder" ist in aller Munde, viel ist über diese Meisterleistung sozialistischer Filmkunst gesprochen und geschrieben worden. Wir aber wollen Sie an dieser Stelle bitten, uns auf einer Postkarte Ihren ganz persönlichen Eindruck von diesem Film mitzuteilen. Vielleicht sagen Sie uns auch in wenigen Worten, welche Kräfte Ihrer Meinung nach das russische Wunder vollbrachten.

Letzter Einsendetermin für Ihre Postkarte (untere Kennmarke aufkleben und bitte Beruf und Alter angeben) ist der 1. Oktober 1963. Drei der Einsender erhalten durch Losentscheid nachstehende Preise:

1. **„Das russische Wunder"; Bilder, Geschichten, Dokumente vom Werden des ersten Landes des Kommunismus. 461 Seiten, mit Widmung der Autoren und Filmschöpfer Annelie und Andrew Thorndike. Dazu 25 Szenenfotos.**
2. **Ein von den Thorndikes signiertes Künstlerfoto und 40 Szenenfotos aus „Das russische Wunder".**
3. **25 Szenenfotos aus „Das russische Wunder".**

Die Gewinner des Juli-Rätsels sind:

1. F. Heinemann, Pretzsch/Elbe
2. Jürgen Perwitz, Möglin/Freienwalde
3. Anneliese Funke, Hoyerswerda

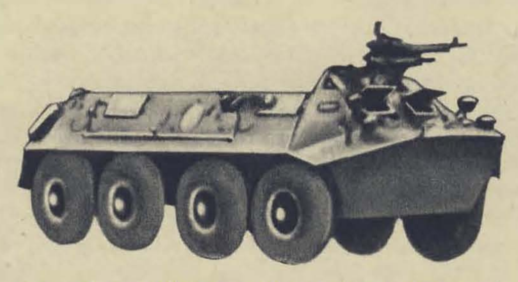
Der August-Titel hieß: Planet der Stürme

Mit „Gut Film" Ihre „Armee-Rundschau"

STÄHLERNE Amphibien



Schwimmpanzer PT-76 der Nationalen Volksarmee



Moderner amphibischer SPW der Sowjetarmee mit vier Achsen, einer der jüngsten Schwimmwagen



Schwimmfähiger SPW auf Kettenfahrwerk (Sowjetarmee) während eines Manövers

Wasserhindernisse. d. h. Flüsse und Seen oder bewußt überflutete Gebiete, können unter den Bedingungen des modernen Gefechtes die Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit der Truppen wesentlich beeinflussen. Wenn wir uns die Karte Europas ansehen, so stellen wir fest, daß vor allem in der Nord-Süd-Richtung zahlreiche Flüsse und weite Seenplatten das Land bedekken. Allgemein sind es rund 70% schmale Flüsse mit einer Breite bis zu etwa 60 Metern; 25% haben Breiten bis zu 300 Metern und 5% sind über 300 Meter breit. Diese kleine Statistik trifft besonders auf Mittel- und Westeuropa zu.

Das Tempo der Gefechtshandlungen kann durch eine solche Vielzahl von Wasserhindernissen erheblich gemindert werden, wenn die Truppen nicht mit der entsprechenden Kampftechnik, vor allem schwimmfähigen Fahrzeugen ausgerüstet sind.

Neben der ständigen Weiterentwicklung und Vervollkommnung der allgemein üblichen Übersetzmittel wie Spurbahnbrücken, Brückenlegegeräte, Brücken- und Pontonparks gibt es in fast allen Armeen ernsthafte Bestrebungen, die Mehrheit der Gefechtsfahrzeuge schwimmfähig zu machen.

Die Methoden sind unterschiedlich; während in den kapitalistischen Armeen die Entwicklung zu einem großen Teil dahin geht, die Schwimmfähigkeit der Fahrzeuge durch zusätzliche Schwimmkörper zu erreichen, orientieren sich die Konstrukteure der sozialistischen Armeen auf den Bau solcher Gefechtsfahrzeuge, die amphibisch geartet sind, d. h. auf Fahrzeuge, die sich sowohl auf dem Lande als auch im Wasser fortbewegen können.

Die Methode, zusätzliche Schwimmkörper anzubringen, wird vorwiegend bei gepanzerten Kettenfahrzeugen angewendet. Diese Lösung weist jedoch eine ganze Reihe von bedeutenden Nachteilen auf, die am Beispiel des Panzers M-47, eines in den westlichen Armeen weitverbreiteten Panzertyps, näher betrachtet werden soll.

Der Panzer wird rundum mit pontonähnlichen Schwimmkörpern verkleidet, die sich auf Länge und Breite nachteilig auswirken. Der Panzer wird durch diese Zusatzeinrichtung an Land manövrierunfähig. Die Vorbereitung der Panzer auf das Durchschwimmen eines Wasserhindernisses kann erst unmittelbar vor dem Wasserhindernis erfolgen. Das bedeutet für die Panzereinheit in allen Fällen einen Aufenthalt und würde unter den Bedingungen eines Raketen-Kernwaffenkrieges wahrscheinlich das Ende der Einheit darstellen.

Die Entwicklung der Schwimmpanzer in der Sowjetarmee geht bis 1930 zurück. Von Anbeginn der Entwicklung beschritten die sowjetischen Konstrukteure neue Wege. Zusatzschwimmkörper gab es gar nicht. Die Panzer waren von vornherein amphibisch gebaut. 1932 stand der T-37, der erste einsatzfähige Schwimmpanzer, bereits zur Verfügung. Heute haben die Armeen des sozialistischen Lagers den sowjetischen Schwimmpanzer PT-76, der in seiner Art, seinen Schwimm- und Kampfeigenschaften unerreicht ist.

Auch der Entwicklung von amphibischen Schützenpanzerwagen wird überall große Bedeutung

Leichte gepanzerte Schwimmfahrzeuge im Einsatz

beigemessen. Durch die zunehmende Motorisierung der Armeen und die Forderungen, welche die heutige Kriegführung an die Kampftechnik stellen, ist die Entwicklung solcher Fahrzeuge unausbleiblich geworden.

Auch hier hat die Sowjetarmee in den letzten Jahren den Vorsprung gegenüber den westlichen Armeen weiter ausbauen können. Die den sozialistischen Armeen zur Verfügung stehenden Fahrzeuge dieser Art verfügen über eine große Beweglichkeit, hohe Manövrierfähigkeit und bieten ausreichenden Schutz vor gegnerischen Schützenwaffen.

In den westlichen Armeen werden große Anstrengungen unternommen, um den Rückstand gegenüber den sozialistischen Armeen aufzuholen. So gehen die Bestrebungen dahin, Schützenpanzerwagen und sogar Versorgungsfahrzeuge schwimmfähig zu gestalten. Die bedeutendste Entwicklung ist der amerikanische 8-Rad-LKW XM-521. Bei diesem Fahrzeug wurden Leichtmetall-Hohlkörperwände und eine schaumgummiartige Masse für die Karosserie verwendet. durch die der Auftrieb erfolgt. Der 5-t-LKW ist durch diese neuartige Konstruktion praktisch unsinkbar geworden. Als Truppenfahrzeug steht er jedoch nur in geringer Anzahl im Einsatz.

Einige Bemerkungen zu den Antriebsvorrichtungen schwimmfähiger Fahrzeuge. Die Vorwärtsbewegung solcher Fahrzeuge erfolgt in der Hauptsache durch Wasserstrahltriebwerke oder Schiffsschrauben, die durch den Motor und zwischengeschaltete Getriebe angetrieben werden. Der Vorteil der Wasserstrahltriebwerke liegt darin, daß ein damit ausgerüstetes Fahrzeug sich bereits in flachem Gewässer durch den Rückstoß vorwärtsbewegen kann, während eine Schiffsschraube erst ihre volle Wirkung erreicht, wenn sie sich völlig unter Wasser befindet.

Die Lenkung solcher Fahrzeuge geschieht entweder mit Steuerrudern, oder wenn zwei Strahltriebwerke oder Schiffsschrauben vorhanden sind, durch zeitweiliges Abschalten eines Wasserstrahltriebes oder einer Schiffsschraube.

Hauptmann Hertel



Polnische Pioniere überqueren mit dem K 61, einem Transport-Amphibienfahrzeug, einen Fluß



Das griechische Weib

Die Griechen führten Krieg mit dem Herzoge zu Benevento, und machten ihm viel zu schaffen. Thedbald, der Marggraf von Spoleto, sein Bundsgenosse, kam ihm zu Hülfe, und, da er einige Gefangene gemacht hatte, so ließ er sie verschneiden, und schickte sie hernach in diesem Zustande an den griechischen General zurück, und ließ ihm zu wissen thun: Er habe es aus Gefälligkeit gegen den Kayser gethan, von dem er wüßte, daß er ein Liebhaber von Verschnittenen sey, er wolle sich daher bemühen, ihm in kurzer Zeit noch mehrere zu schicken. Der Marggraf war bereit, sein Wort zu halten, als einstmals eine Frau, deren Mann zum Gefangenen gemacht worden war, in Thränen zum Lager kam, und inständig bat, daß sie den Theobald sprechen dürfte. Da nun der Marggraf nach der Ursache ihrer Traurigkeit fragte, sprach sie: Gnädiger Herr, ich wundere mich, daß ein so tapferer Held, als sie, seine Zeit damit verderben sollte, mit den Weibern zu kriegen, wenn ihm die Männer nicht widerstehen können. Theobald erwiederte: Er habe nie gehört, daß man seit der Amazonen Zeit mit Weibern Krieg geführet habe. Gnädiger Herr, antwortete das griechische Weib, kann man uns wohl grausamer bekriegen, als wenn man unsern Männern dasjenige raubt, was uns Gesundheit, Vergnügen und Kinder giebt? Wenn sie Verschnittene daraus machen lassen, so verstimmeln sie nicht die Männer, sondern uns. Sie haben uns letzt unser Vieh und unser Vermögen genommen, ohne daß ich mich darüber beklagt hätte. Dieses aber ist ein unersetzlicher Verlust für alle meine Nachbarinnen, ich konnte mich also nicht entbrechen, das Mitleiden des Ueberwinders anzuflehen. Das ganze Heer hatte an der treuherzigen Erklärung dieser Frau ein solches Gefallen, daß sie ihr ihren Mann, und alles, was ihm war genommen worden, wiedergaben. Als sie weggehen wollte, fragte sie Thedbald: Was man denn mit ihrem Manne machen sollte, wenn er wieder gegen sie in den Waffen angetroffen würde. Er hat, sagte sie, Augen, eine Nase, Hände und Füsse; die gehören sein, die können sie ihm nehmen, wenn er es verdient; aber seyn sie so gütig, und lassen sie ihm das, was mir gehört.

Einem Tapfern ist kein Degen zu kurz

Abigualit, König der Araber, hatte an einem Tage ein großes Fest, zu welchem er die Großen seines Reichs eingeladen hatte. Einer von denenselben gab ihm einen Degen zum Präsente, welcher, wegen der schönen Arbeit und vortrefflichen Klinge, von jedermann bewundert wurde. Allein, alle urtheileten, daß er zu kurz sey. Der König wollte wissen, was sein Sohn urtheilen würde. Nachdem er allen Anwesenden verboten hatte, dem Prinzen ihre Meynung von dem Degen zu sagen, ließ er ihn ruffen, und fragte ihn, wie er ihm gefalle? Der Prinz antwortete, daß dieses vortreffliche Stück eine ganze Stadt werth sey. Der König versetzte hierauf, daß er ihn genau betrachten solle, ob er nicht einigen kleinen Fehler daran erblicke? Der Prinz erwiederte, daß er keinen finden könne. Inzwischen, sagte der König, behaupteten diese Herren, daß er zu kurz sey. Sie haben Unrecht, antwortete der Prinz, denn einem braven Soldaten kann kein Gewehr zu kurz sey; er darf nur einige Schritte vortreten, um es zu verlängern.

Illustrationen: Horst Bartsch



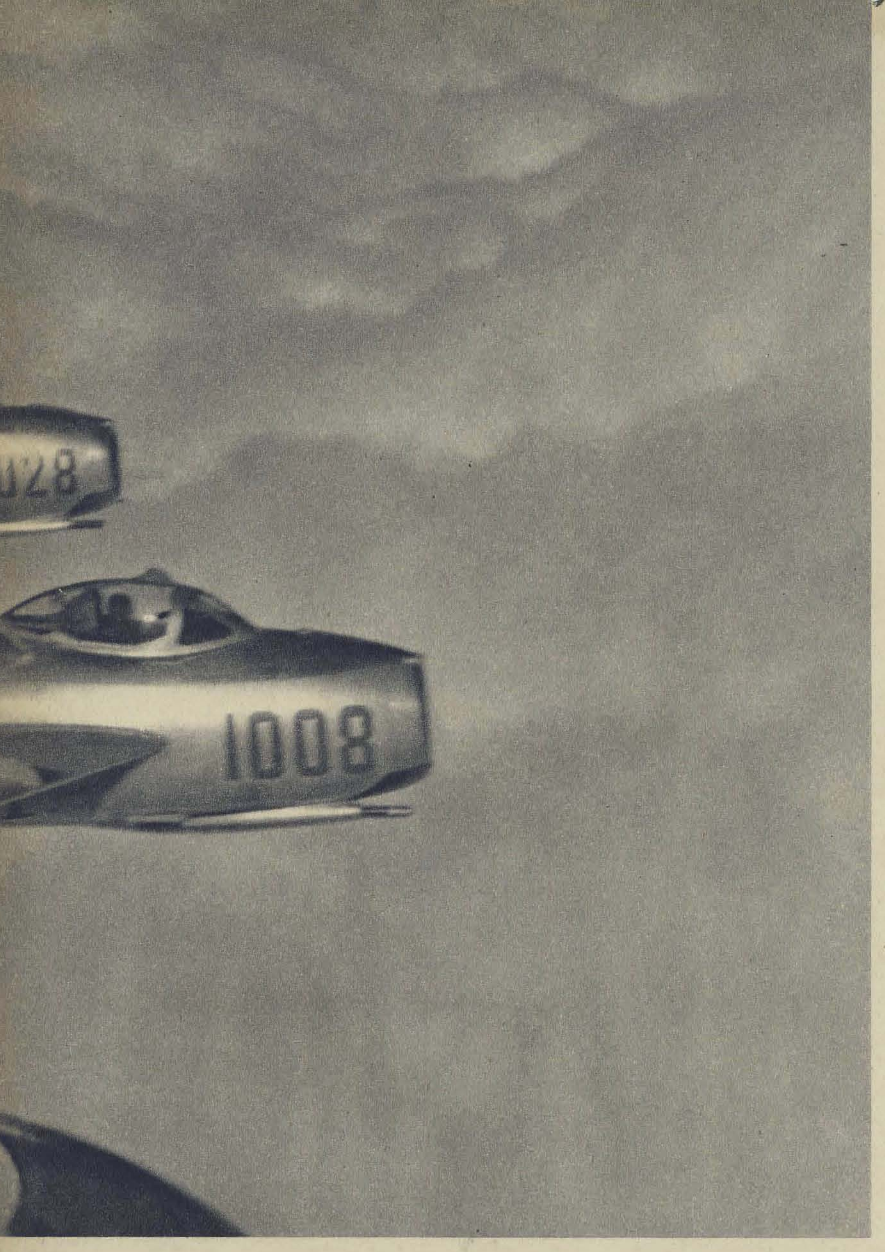


Die Sonne grüßt »Dzień dobry!«

Von unserem Warschauer Korrespondenten Major Janusz Szymański



nzählige Male wurde es schon beschrieben: das herrliche Gefühl des Gleitens, Schwebens, des über der Erde Dahinjagens, das der Pilot empfindet, wenn er sich „freigeflogen“ hat. Wir kennen Berichte über Luftkämpfe aus den letzten beiden Kriegen, in denen geklettert und geknüppelt, gekurvt und gekurbelt wird, daß es nur so eine Art hat. Einzig und allein vom Geschick des Flugzeugführers und von der Leistungsfähigkeit seiner Maschine hing es damals ab, ob er als Sieger aus dem Luftkampf hervorging. Es waren Künstler, Akrobaten, die sich vor 45 Jahren mit ihren primitiven Flugapparaten wie ein Blatt trudeln ließen oder sich mit einem gekonnten Looping in den Nacken des Gegners setzten. Doch jene Zeiten, in denen man sich, wenn das MG versagte, noch mit dem Revolver beschoß oder auch nur mit der Faust bedrohte, sind vorbei.



Die Sonne grüßt »Dzień dobry!«

Heute rast der Jagdflieger mit Schall- oder Überschallgeschwindigkeit auf den Gegner zu, der noch Hunderte von Kilometern entfernt ist. Ein Gefechtsstand auf der Erde leitet ihn, führt ihn an das Ziel. Dann, wenn der Gegner im Rhombenkreis des Funkmeßvisiers auftaucht, feuert er – und muß ihn im ersten Anflug vernichten, denn gleich darauf haben sie sich schon wieder Kilometer voneinander entfernt. Keine Möglichkeit bleibt für Trudeln oder Kurbeln; der Kampf selbst dauert nur Sekunden. Doch die Kunst, ein schneller als der schnellste Sturmwind dahinjagendes Flugzeug sicher zu beherrschen und den Gegner mit dem ersten Feuerstoß zu treffen, ist wahrlich nicht leichter zu erlernen, als die Kunst des Luftkampfes von Anno dazumal.
Die moderne Technik hat dem Flieger größere Räume erschlossen. Mit dem

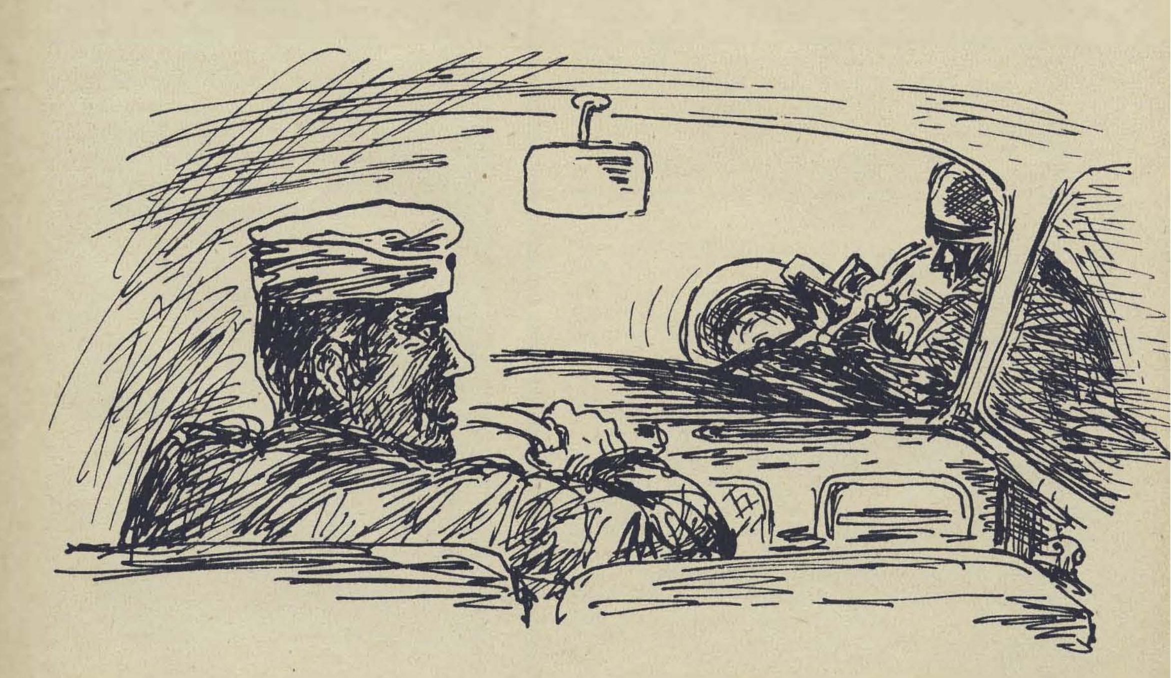


bloßen Auge nicht einmal mehr als winziges Pünktchen zu erkennen, zieht er oft hoch über der Erde, den Grenzen zum Kosmos fast greifbar nahe, seine Bahn. Wie eine weiche Fußmatte liegt die Wolkendecke unter ihm. Die Sonne, jetzt jeden Dunstschleiers entkleidet, grüßt ihn als seine Nachbarin und liegt ihm, während er steil nach oben steigt, plötzlich zu Füßen. Hochauf bäumt sich dagegen der Horizont, wenn er wieder hinab stößt. Herrlich auch der Anblick des in geschlossener Formation dahinfliegenden Verbandes.
Freilich, dem Piloten des Jagdflugzeuges bleibt kaum Zeit, sich an diesen Bildern zu erfreuen. Der Kampfauftrag fordert seine volle Konzentration. Doch wer wie ich Gelegenheit hatte, einen solchen Flug selbst mitzuerleben, der weiß, daß es sie auch heute noch gibt: die Jagdflieger-Romantik.

Glück im Unglück

Von Oberstleutnant Werner Riecke

Soldat Hartmut Landowski, der neue Fahrer des Kommandeurs, rollte mit seinem Personenwagen zügig die Bahnhofsstraße entlang. Seine Aufmerksamkeit war zu ungleichen Teilen auf die Fahrbahn und auf die bunten Blusen, wippenden Röcke und nahtlos bestrumpften Beine gerichtet. Nach sechsmonatiger Fahrpraxis kann man sich das leisten, glaubte er.
Plötzlich bemerkte er von rechts schemenhaft einen Motorradfahrer. Er trat auf die Bremse. Reifen quietschten. Metall schlug hart aufeinander. Der Wagen rutschte und stand. Soldat Landowski blieb wie erstarrt am Lenkrad sitzen. Unfall! konnte er nur noch denken. Und das Motorrad kam von rechts! Vor seiner Kühlerhaube erhob sich mühsam ein Mann. Da löste sich seine Erstarrung. Er sprang aus dem Wagen.
„Haben Sie sich verletzt?"
Der Mann winkte ab und wollte sich nach dem Motorrad bücken.
„Lassen Sie alles so liegen", sagte Landowski gepreßt. Er hielt einen heranrollenden Motorradfahrer an und schickte ihn sofort zur Verkehrspolizei. Zwei Soldaten, die zufällig daherkamen, teilte er zur Sicherung der Unfallstelle ein. „Du lenkst den Verkehr durch diese Seitenstraße, und du sicherst nach der anderen Seite."
Neugierige hatten einen dichten Ring um die Unfallstelle gebildet. Soldat Landowski trieb sie mit lauter Stimme auseinander: „Gehen Sie zurück! Nicht die Spuren zertreten! Zurücktreten!"
Landowski suchte sich einige Zeugen aus den Zuschauern, ließ dann Salz aus dem Eckladen holen und kennzeichnete damit die Bremsspuren. In einem Notizbuch wollte er die Unfallstelle einzeichnen, da ertönte plötzlich ein Martinshorn. Zwei Verkehrspolizisten traten in den Zuschauerring. Soldat Landowski erläuterte ihnen in knappen Worten, was er veranlaßt hatte.
Während die Verkehrspolizisten den Unfall aufnahmen, lehnte Landowski an der Wagentür und verfolgte nachdenklich und bedrückt ihre Bewegungen. Seine Gedanken eilten dem Geschehen voraus. Die Verkehrspolizei wird mir gleich die Fahrerlaubnis wegnehmen. Die Zuschauer werden zustimmend nicken, die Mädchen schadenfroh grinsen. Der Kommandeur wird seinen neuen Fahrer zum Teufel wünschen und im Verkehrssicherheitsaktiv wird die ganze Sache lang und breit ausgewertet. Von Mund zu Mund wird es gehen: „Der Fahrer vom Kommandeur hat einen Unfall gebaut."
Ein Verkehrspolizist trat jetzt zu ihm heran. „Deine Fahrerlaubnis, Genosse."
Landowski hielt sie ihm wortlos hin und wartete auf die Vorwürfe, Belehrungen und was da noch alles kommen konnte. Der Verkehrspolizist reichte ihm die Hand.
„Schönen Dank, Genosse Landowski. Du hast gut reagiert, sonst wäre es für den Herrn schlimm



ausgegangen. Ich danke auch für die gute Vorbereitung der Unfallaufnahme. Wenn das alle so machen würden, hätten wir es leichter. Du kannst weiterfahren!"

Soldat Landowski stieg kopfschüttelnd in den Wagen. Ihn beherrschte nur ein Gedanke. Weg von hier, schnell weg.

*

Gefreiter Hartmut Landowski sitzt im Präsidium eines Verkehrsforums, das gemeinsam von der FDJ, dem ADMV und der Verkehrspolizei veranstaltet wird.

Im Saal sitzen die Motorisierten bunt durcheinander: Uniformen neben Zivilanzügen und dazwischen auch hier und da ein Kleid oder eine Bluse.

Gefreiter Landowski soll neben anderen Kraftfahrern für seine vorbildliche Fahrweise ausgezeichnet werden. So steht es auf seiner Einladung, und die Verkehrspolizei hat ihn noch gebeten, an die anwesenden Kraftfahrer einige Hinweise und ermahnende Worte zu richten. Hartmut Landowski starrt auf einen Zettel. Dort hat er aufgeschrieben, wie sich ein guter Kraftfahrer der Armee im Straßenverkehr verhalten muß. Und er denkt zurück an seinen „Unfall" vor einem Jahr. Ihm ist nicht ganz wohl dabei. Seitdem ist er vorbildlich gefahren. Dieser Fall ist ihm eine Lehre gewesen.

Wie war das weitergegangen damals? Die Verkehrspolizei war auf ihn aufmerksam geworden. Sie hatte ihn beobachtet und seine vorbildliche Fahrweise verfolgt. Sein bewußt vorsichtiges Fahren wirkte erzieherisch auf die anderen Kraftfahrer.

Hartmut sieht alle Blicke auf sich gerichtet. Ihn beschleicht ein ängstliches Gefühl. Auf einmal wird ihm klar, was er den jungen Fahrern der Armee sagen muß: Einfach die Wahrheit. Er wird ihnen sagen, daß er damals bei dem Unfall überheblich und leichtsinnig gewesen ist. Er fühlte sich nach einem halben Jahr Fahrpraxis schon viel zu sicher. Und sein schnelles umsichtiges Handeln nach dem Unfall geschah aus Angst vor der Ablösung als Kraftfahrer. Diese Angst vermischte sich noch mit ein bißchen Hoffnung, die Fahrerlaubnis vielleicht doch noch behalten zu dürfen.

Er wird ihnen sagen, wie unangenehm die vorwurfsvollen Blicke der Umstehenden sind. Wie beschämend und erniedrigend das Gefühl ist, schuldhaft an einem Unfall beteiligt zu sein und wie schmerzhaft die Verachtung durch die Passanten ist. Er kam sich damals vor, als hätte ihn die Gesellschaft ausgestoßen.

Diese Angst und Verachtung hatte er bis zu Ende auskosten müssen, wie ein Schuldiger.

Als ihm der Genosse von der Volkspolizei die Fahrerlaubnis zurückgab und sich bei ihm bedankte, da wußte er noch nicht, daß wenige Tage vorher in den Seitenstraßen der Bahnhofstraße Verkehrsschilder aufgestellt worden waren: „Vorfahrt auf der Hauptstraße beachten." Allen Anwesenden wird er noch sagen, daß der Dank des Verkehrspolizisten damals noch nicht berechtigt war, *damals* noch nicht.

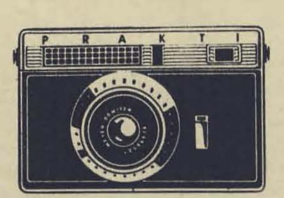
Motivregister einstellen – auslösen!



und schon sind Sie zur nächsten Aufnahme bereit. Durch Vollautomatisierung sämtlicher Aufnahmevorgänge erspart Ihnen die Kleinbildkamera PRAKTI alle zeitraubenden Einstellungen und liefert dennoch stets einwandfrei belichtete und gestochen scharfe Fotos. Filmtransport und Verschlußspannen erfolgen ebenfalls automatisch, so daß Sie sich ausschließlich Ihrem Motiv widmen können.



DM 460,–



Besondere Merkmale:

Motivregister für 6 Motivarten

Universalprogramm-Steuerung und Belichtungsautomatik

36 Aufnahmen 24 × 36 mm

Hochwertiges Objektiv Meyer Domiton

Prestor-Verschluß mit Blitzsynchronisation

VEB KAMERA- UND KINOWERKE DRESDEN

Das interessiert Sie doch auch

Können Sie sich unsere heutige Welt – unsere Technik ohne Plaste vorstellen? Würden Sie Ihre formschöne Plastemilchkanne wieder gegen eine aus Aluminium oder Ihren leichten plastumhüllten Rasierapparat gegen ein schweres Metallgerät eintauschen? Nein.
Genaueres über den chemischen Aufbau der Hochpolymere, über die Herstellung von Plasten und den Bau von Schiffen und Booten aus Glasplasten, erfahren Sie in dieser interessant geschriebenen Broschüre. Besonders zu erwähnen wäre noch der Bildteil mit stark vereinfachten Zeichnungen vom Herstellungsprozeß der Plaste und mit Fotografien von Booten aus Plasten ausländischer Staaten und aus der Produktion unserer Republik.

B. A. ARCHANGELSKI

I. M. ALSCHITZ

Schiffe aus Plasten

112 Seiten, 74 Abbildungen, broschiert 2,60 DM

Erhältlich durch jede Buchhandlung oder den Buch- und Zeitschriftenvertrieb Berlin, Berlin C 2, Rungestr. 20



DEUTSCHER MILITÄRVERLAG

NACH DIENST in der BASTELECKE

Polytechnik für den Rationalisator (VI)

Emsig hatte Soldat Krause gebastelt und das Werkstück in die Form gebracht, die es haben sollte. „Nun mußt du noch den Grat abfeilen sowie die Löcher bohren", meinte sein Freund Erich. „Na, das Feilen kann ja nicht so schwierig sein", denkt Krause. Aber beim Gedanken an das Bohren erinnert er sich an seine Kinderjahre. Da hatte er mit einem Drillbohrer kleine Löcher in Sperrholzplatten gebohrt. Bloß mit einem Drillbohrer wird er kaum die Löcher in die Eisenplatte bekommen. „Kannst du mir das mit dem Bohren einmal zeigen, Erich?" fragt er. „Na klar", meint dieser, „suche dir den passenden Spiralbohrer heraus und bringe aus dem Werkzeugschrank die Handbohrmaschine mit, dann erkläre ich es dir."

Feilen und Bohren

Die Feile wird bei der praktischen Arbeit sehr oft gebraucht. So wird sie dazu verwendet, ein Werkstück auf das in der Zeichnung angegebene Maß zu bringen, eine Trennstelle zu bearbeiten oder eine Kante zu entgraten bzw. zu runden. Zu beachten ist, daß am unteren Ende der Feile ein Heft fest aufgepreßt ist, damit man die Feile bequem handhaben kann und sich nicht an der spitzen Angel verletzt. Die verschiedenen Ausführungen der Feilen unterscheiden sich nach der Hiebweite und nach der Querschnittsform des Feilenblattes (Abb. 1). Muß viel Material vom Werkstück abgetragen werden, so wird man erst eine Feile mit einem groben Hieb verwenden. Zur Feinbearbeitung benutzt man dann eine Feile mit einem feinen Hieb (Schlichthieb). Die hauptsächlichsten Querschnittsformen sind Flachfeile, Rund- und Halbrundfeile, Dreikant- und Vierkantfeile.

Man erfaßt die Feile mit der rechten Hand am Heft und mit der linken Hand am Anfang des Feilenblattes. Die Feile soll schräg über die Fläche geführt werden, wobei öfters die Richtung gewechselt wird, damit keine Unebenheiten entstehen. Soll eine Kante abgeschrägt werden, benutzt man einen Reifkloben, wobei das Werkstück dann schräg steht (Abb. 2a). Oberflächen von Blechen lassen sich leicht mit der Feile bearbeiten, wenn man sie auf ein Holzbrett nagelt (Abb. 2b). Zum Rundfeilen eines Werkstückes spannt man in den Schraubstock ein Holzprisma oder läßt den Schraubstock etwas offenstehen. Mit der rechten Hand wird die Feile am Heft geführt, mit der linken Hand fortlaufend das zu rundende Werkstück gegen die Feilrichtung gedreht (Abb. 2c).

Bei allen Feilarbeiten muß man darauf achten, daß man beim Vorstoßen einen Druck mit beiden Händen auf die Feile ausübt, erst dann werden Feilspäne vom Werkstück abgetragen. Schmiert die Feile, weil sich Feilspäne festgesetzt haben, so muß sie mit einer Feilenbürste gereinigt werden. Für das Bearbeiten von Holz wird eine Raspel benutzt.

Um Durchführungen oder Vertiefungen im Werkstoff anzubringen, muß man mit einem Spiralbohrer Löcher bohren. Abbildung 3a zeigt eine Handbohrmaschine, wie sie für den allgemeinen Gebrauch üblich ist. Handkurbel und Handgriff können miteinander vertauscht werden, wobei jeweils eine andere Drehzahl eingeschaltet ist. Im Bohrfutter wird der Spiralbohrer festgeklemmt. Beim Bohren wird über das Brustschild ein Druck auf die Bohrerspitze ausgeübt, damit der Spiralbohrer in das Material gut einschneidet.

In größeren Werkstätten findet man elektrisch angetriebene Bohrmaschinen. Dabei sind wesentlich höhere Drehzahlen möglich. Beim Arbeiten mit

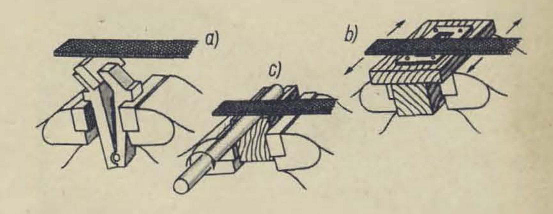
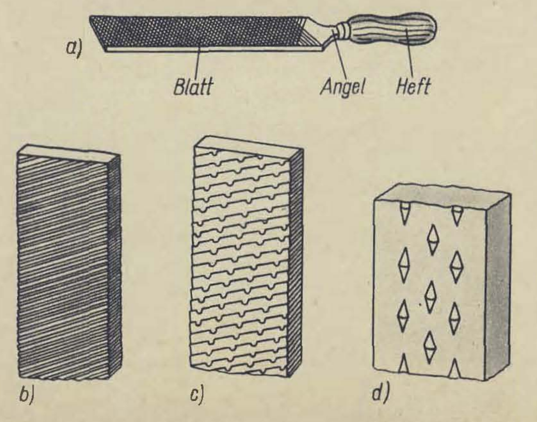


Abb. 2: Anfeilen einer Fase mit Hilfe des Reifklobens (a), Oberflächenbearbeitung eines Bleches (b) und Feilen eines Rundstabes (c).

Abb. 1: gehauene Feile (b), gefräste Feile (c) und Feile mit Raspelhieb (d).



elektrischen Bohrmaschinen ist stets darauf zu achten, daß eine Schutzerde vorhanden ist (Schuko-Betrieb).

Am Spiralbohrer befinden sich unten die beiden Hauptschneiden. Neben diesen enden zwei Drallnuten, die zur Abführung der beim Bohren entstehenden Späne dienen. Damit der Umfang des Bohrers nicht an der Bohrlochwandung reibt, wird der Außenmantel bis auf eine schmale Führungsfase hinterschliffen. Das richtige Anschleifen des Spiralbohrers will allerdings gelernt sein. Beide Hauptschneiden müssen gerade verlaufen und hinterschliffen sein, damit der Bohrer nicht quetscht, sondern gut einschneidet. Der Spitzenwinkel, den die beiden Hauptschneiden miteinander bilden, ist für einzelne Werkstoffe verschieden groß zu wählen:

Aluminiumlegierungen	130°–140°
Messing (Ms 58, Ms 60)	130°
Kupfer, Messing (Ms 80, Ms 90)	120°–125°
Stahl, Grauguß	116°–118°
Hartpapier	80°– 90°
nichtgeschichtete Preßstoffe, Trolitul	50°– 60°
Hartgummi	30°– 40°

Vor dem Bohren wird der Mittelpunkt der Bohrung mit einem kräftigen Körnerschlag gekennzeichnet (Abb. 3b), wodurch der Bohrer gleichzeitig eine Führung erhält. Größere Bohrungen bohrt man mit einem kleinen Spiralbohrer vor. Abbildung 3c zeigt das Bohren eines Rundstabes mit Hilfe eines Prismas. Ing. Schubert

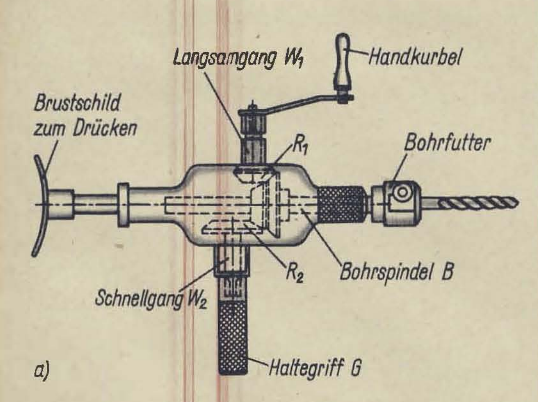
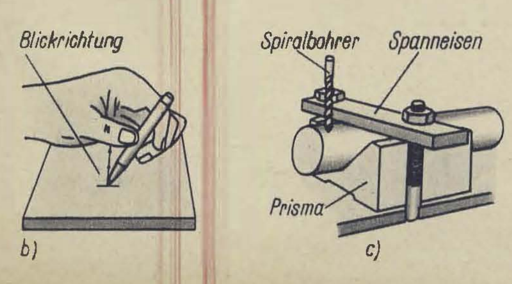


Abb. 3: Handbohrmaschine mit zwei Drehgeschwindigkeiten (a), richtiges Ansetzen eines Körners (b) und Bohren eines Rundstabes mit Hilfe eines Prismas (c).



Das FOTO für Sie

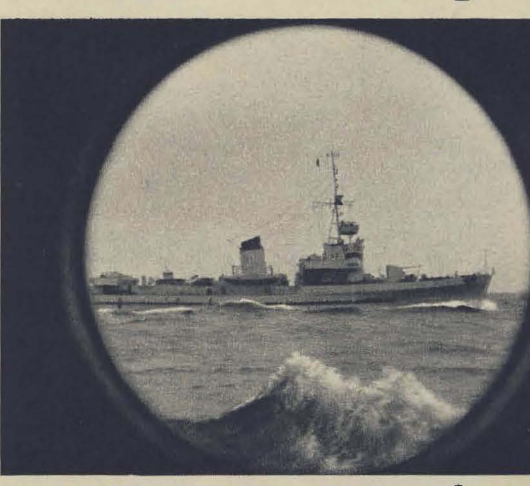
Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 x 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



3

Das FOTO für Sie 9/1963	BILD 1	BILD 2	BILD 3



Die Front war überall

Stockdunkle Nacht. In 3000 Meter Höhe überflog die Maschine die Front. Zwei deutsche Flakbatterien donnerten ihre Grüße in den Himmel. Sie erreichten das einzelne Flugzeug nicht. Wenn die unten gewußt hätten . . .

Dann flogen sie noch Stunde um Stunde, bis der Pilot das Zeichen gab: Fertigmachen zum Sprung! Über Polen verlassen fünf Männer mit dem Fallschirm das sowjetische Flugzeug. Sie springen in die Nacht, einem ungewissen Schicksal entgegen und sind von diesem Augenblick an auf sich allein angewiesen. Nur ein Funkgerät hält Verbindung. Es sind drei Soldaten und zwei Unteroffiziere in der Uniform der Wehrmacht, es sind Deutsche wie die, die auf sie schossen und wie die, die die fünf jagen werden, haben sie sie erst entdeckt. Und doch sind es andere. Die Nationalität trennt sie nicht, wohl aber die Gesinnung. Und das ist entscheidend.

Tollkühn sind die Einsätze dieser Patrioten. Sie informieren die verhetzten und verführten deutschen Soldaten über das wahre, das zukünftige Deutschland, sie beseitigen Mißtrauen, zeigen den Landsern den Weg, diesen Krieg zu überleben. Oft sind sie in Lebensgefahr, denn Kettenhunde und Gestapo schnüffeln. Und sie trotzen der Bedrohung, weil sie wissen, wofür sie kämpfen, weil sie auf der richtigen Seite stehen. Und überall war Front.

„Die Front war überall“ heißt der von Else und Bernt v. Kügelgen herausgegebene Band, dessen zweite erweiterte und ergänzte Auflage jetzt vorliegt. In ihm sind Zeugnisse zusammengefaßt, die vom Kampf deutscher Patrioten gegen die faschistische Barbarei künden. Eine Bresche mußte geschlagen werden in vernebelte Gehirne und verführte Gedanken; Verhetzte und Verblendete mußten zu-



Herausgegeben von Else und Bernt v. Kügelgen, DMV 1963, DM 6,80, 255 S., Ganzleinen.

rückgewonnen werden. Überzeugt werden mußte mit dem Flugblatt, dem Lautsprecher, in persönlichen Diskussionen. Und nur im Notfall konnte von der Waffe Gebrauch gemacht werden, denn die Vernunft sollte siegen, und Leben erhalten werden.

Ein kleines Kapitel aus einem gigantischen Ringen wird der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, ein kleines Kapitel verborgenen und stillen Heldentums. Diesen Männern, die sich im Nationalkomitee „Freies Deutschland“ fanden, ehemalige Soldaten und Offiziere, Arbeiter und Intellektuelle aller Weltanschauungen, Kommunisten vor allem, ging es nicht um Auszeichnungen und äußere Anerkennungen; ihnen ging es um den Frieden und um das neue Deutschland. Und um die Menschen, die das neue Deutschland mit aufbauen sollten. Das einte sie.

So finden wir in dem Buche knappe Berichte, Tagebuchaufzeichnungen aus jenen Tagen, wir finden eindrucksvolle Schilderungen heldenmütigen Einsatzes, um Leben, deutsches Leben, zu retten, wir finden künstlerische und historische Dokumente aus Deutschlands finsterster Zeit, die von einem besseren Nachkriegsdeutschland künden. Und es gibt großartige Beispiele deutsch-sowjetischer Freundschaft, die sich im vordersten Graben bewähren muß und ohne die das Nationalkomitee undenkbar wäre.

Das Buch berichtet davon: Die Front war überall — im vordersten Graben, bei den Partisanen, in Deutschland und Frankreich. Die Front ging durch Deutschland und teilte die Deutschen. Und es ist gut und nützlich, heute vom Damals zu lesen, weil man erfährt: Schon damals gab es zweierlei Deutschland. Und es ist erfreulich zu erfahren, wo die Männer heute wirken, die 1942 die Bewegung für ein freies Deutschland ins Leben riefen. Ein Buch vom Kriege und besonders für unsere Soldaten, weil sie bestätigt sehen, welche Kräfte man findet, wenn man auf der richtigen Seite steht.

Richard Scheringer: Das große Los · Unter Soldaten, Bauern und Rebellen

Aufbau-Verlag, DM 11,40, 596 S., Ganzleinen

Dieses Bekenntnis- und Erinnerungsbuch ist ein Beispiel echter Auseinandersetzung eines ungewöhnlichen Menschen mit seiner Vergangenheit, aber auch mit den gegenwärtigen Verhältnissen in Westdeutschland, und reicht weit über eine nur private Bedeutung hinaus.



Tankwagen nach vorn

Eine lange Fahrzeugkolonne schlängelt sich bei Nacht den schmalen, kurvenreichen Waldweg hinauf. Fünfzehn Prozent oder gar noch etwas mehr mag die Steigung betragen. Die Nachtmarschgeräte sind eingeschaltet. Die Fahrer erkennen in dem abgeblendeten Licht gerade so den Weg und das Fahrzeug vor sich.

Müdigkeit liegt auf dem Gesicht des Stabsgefreiten Helmut Köppe, der hinter dem Lenkrad eines schweren G-5-Tankwagens mit Hänger sitzt. Gestern in den frühen Abendstunden wurde der Alarm ausgelöst. Regimentsübung! Stunden sind seitdem vergangen, für ihn Stunden hinter dem Lenkrad. Er fährt, fährt, fährt. Immer in der Kolonne! Dazu bei Nacht! Seine Einheit, die Rückwärtigen Dienste eines Mot.-Schützenregiments, rollt in den Konzentrierungsraum.

Der Marsch verlangt von allen Fahrern hohes Können und äußerste Konzentration. Aber Stabsgefreiter Köppe, ein junger Parteikandidat und einer der besten Kraftfahrer, beherrscht sein Fahrzeug. Trotz der scheinbaren Müdigkeit sind Augen und Sinne hellwach. Gegen die für einen Kraftfahrer gefährliche Müdigkeit hat er ein gutes Rezept: Immer dann, wenn ihm die Augenlider schwer werden wollen, pfeift er ein Lied oder singt in den höchsten Tönen. Auch jetzt greift er zu diesem bewährten Mittel. „... oh, Signore, kauf dir einen Sombrero ..." Helmut Köppe sitzt nicht das erstemal auf so einem großen Kasten. Dumper, H6, schwere Kipper waren ihm schon vertraut, bevor er sich vor fast drei Jahren freiwillig zum Ehrendienst in der Nationalen Volksarmee meldete. Und die Aufschrift „Feuergefährlich!" an seinem Fahrzeug ist ihm Anlaß, besonders aufzupassen.

Aber auch sein Beifahrer, der Wehrpflichtige Gefreiter Wolfgang Gärtner, weiß in solchen für den Fahrer kritischen Augenblicken zu helfen. Ein aufmunterndes Wort, ein Schluck aus der Feldflasche oder auch nur ein verständnisvoller Blick genügen, um die Müdigkeit zu bezwingen. Letzten Endes ist Wolfgang Tankwart und kennt seine und Helmuts große Verantwortung. Er übernahm diese Funktion im Sommer vorigen Jahres gleich nach der Grundausbildung. So manche Übung fuhr er schon zusammen mit Helmut Köppe. Aber nicht nur das verbindet die beiden so eng miteinander. Im Herbst haben beide ihre Dienstzeit beendet. Doch deswegen wird nicht geschludert. Im Gegenteil: Bis zur letzten Minute muß alles weiter in Ordnung gehen, wie bisher. Deshalb wollen sie auch bei dieser Übung die „kämpfenden" Bataillone schnell und reibungslos mit dem so dringend benötigten Kraftstoff versorgen und mindestens die Einschätzung „gut" erhalten.

Während sich Helmut und Wolfgang unterhalten, merken sie gar nicht, wie die Zeit vergeht. Draußen ist es hell geworden. Der Anstieg ist längst vergessen. Plötzlich stoppt die Kolonne. Rast! Helmut springt vom „Bock" und vertritt sich die Füße. Er hebt die Arme und streckt seinen kräftigen Körper. Gierig atmet er die frische Morgenluft ein. Mit einem Male dreht er sich um und sieht nach dem linken Vorderrad. Aha, denkt Wolfgang, der ebenfalls ausgestiegen ist, jetzt dreht er seine „technische Runde". Reifendruck, Bremsschlauch, Auspuff – alles in Ordnung. Hier muß eine Schraube angezogen werden. Schlüssel raus! Sofort wird der Schaden behoben. Ihm, dem langjährigen erfahrenen Kraftfahrer, ist das schon zur guten Gewohnheit geworden. Der Befehl zur technischen Durchsicht, der inzwischen von vorn durchgegeben wird, erreicht den Stabsgefreiten mitten in der Arbeit.

Nach einer knappen halben Stunde heißt es „Aufsitzen!" Als wäre die durchwachte Nacht nicht gewesen, klettert Helmut auf den Fahrersitz. Jetzt ist er wieder voll da, so wie ihn die Angehörigen seiner Einheit, die Vorgesetzten eigentlich immer kennen.

Im Konzentrierungsraum angekommen, ist es inzwischen Mittag geworden. Auf einem etwas abschüssigen Waldweg fährt Helmut den Tankwagen, von Wolfgang eingewiesen, unter eine große Buche. Tarnung gegen Luftsicht. Nur der Hänger paßt nicht ganz darunter. Mit ein paar Ästen schafft Wolfgang schnell Abhilfe.

Während sie rauchend im Grase liegen, kommt Gefreiter Gerhard Blume vorbei, der Fahrer des Tankwagens, der in der Kolonne vor Helmut fährt. „Dort unten gibt es Wasser", ruft er den beiden zu und zeigt auf eine Wiese. Ungefähr 150 Meter. Ein kleiner Graben. Wollt ihr euch nicht waschen?" Helmut und Wolfgang sehen sich an. „Klar! Wie wir aussehen!" –

Unterwegs dreht sich Wolfgang noch einmal um. Er blickt die lange Fahrzeugschlange entlang, die sich unter den Bäumen verkrochen hat. Da entdeckt er, daß die Feldküche qualmt. „Die Gulaschkanone ist schon in Feuerstellung gegangen", sagt er scherzhaft. „Es wird auch Zeit, mein Magen steht auf Volldampf", antwortet Helmut.

Als sie vom Waschen zurückkommen, werden sie schon von Feldwebel Reinsch erwartet, dem Lagerverwalter für Treib- und Schmierstoffe, der bei Gerhard Blume mitfährt. „Wir haben Befehl, sofort nach dem Mittagessen die Bataillone aufzutanken", sagt er. „Machen Sie sich fertig. In einer halben Stunde fahren wir los."

Helmut und Wolfgang trifft dieser Befehl nicht unvorbereitet. Das ist ihr Los. Während sich die anderen Genossen nach dem anstrengenden Marsch etwas ausruhen können, beginnt ihre eigentliche Arbeit. Daran haben sie sich längst



Illustration: Paul Klimpke

gewöhnt. Nachdem sie ihr Kochgeschirr ausgelöffelt haben, lassen sie sich auf der Karte den Standort der einzelnen Bataillone zeigen. „Aber beeilen Sie sich", gibt ihnen Hauptmann Heinz, Kompaniechef der Transportkompanie, mit auf den Weg. „Denn wer weiß, vielleicht geht es schon in einer Stunde weiter."

Dann fahren sie los. Vorneweg Gerhard Blume mit dem Dieselkraftstoff, dahinter Helmut Köppe mit dem Vergaserkraftstoff.

Nach einer halben Stunde ist das erste Bataillon erreicht. Man erwartet sie schon. Der Bataillons-TA hat bereits eine geeignete Stelle ausgemacht, wo sie ihre „fliegende Tankstelle" aufschlagen können.

Während Helmut und Wolfgang noch ihren Tankwagen betriebsbereit machen, kommt schon die erste SPW-Kolonne herangefahren. „Moment, junger Mann, Sie werden gleich frisiert", ruft Helmut dem ersten SPW-Fahrer entgegen. Mit wenigen geübten Handgriffen ist der Schlauch angeschlossen und die Kraftstoffpistole „schußbereit".

„So, jetzt kann's losgehen", setzt Wolfgang den scherzhaften Ton seines Kameraden fort. „Was darf's denn sein? Fasson oder Bürste?"

„Achtzig Liter", antwortet der SPW-Fahrer.

„Also Bürste", gibt Wolfgang lachend zurück. Er schiebt die Pistole in den geöffneten Tank und betätigt den Abzug. Der Kraftstoff läuft, der Tank füllt sich.

Nach einer Weile setzt Wolfgang die Pistole wieder ab. „Das waren aber nicht achtzig, sondern nur siebzig, mein Freund. Du kannst wohl deinen Rachen wieder nicht voll genug kriegen?"

„Hau nicht so auf den Putz", entgegnet der Fahrer. „Je mehr, desto besser."

„Denkste!" kontert Wolfgang. „Du bist doch hier nicht an der Theke, wo es auf einen Tropfen mehr oder weniger nicht ankommt. Bei uns geht's genau nach Eichstrich. Jeder Tropfen ist kostbar!"

„Aber so hab' ich das ja gar nicht gemeint", rechtfertigt sich der SPW-Fahrer. „Die Hauptsache ist, es rollt wieder, meine ich." Und damit reicht er Wolfgang seine Limitkarte.

Da kommt auch schon der nächste SPW. Zehn, fünfzehn, zwanzig und mehr Fahrzeuge stehen noch dahinter. Helmut und Wolfgang tanken sie alle in verhältnismäßig kurzer Zeit auf. Dann ist das Bataillon wieder voll mit Kraftstoff versorgt und für die bevorstehenden Gefechtshandlungen gerüstet. Aber nun noch die anderen Bataillone. Kurze Verständigung mit Feldwebel Reinsch vom DK-Wagen. Ein Blick auf die Karte, dann melden sie sich ab und setzen ihre Fahrt fort.

Erst am späten Nachmittag kehren Helmut und Wolfgang wieder in ihren Konzentrierungsraum zurück. Hauptmann Heinz eröffnet ihnen sofort, daß sie gerade recht kommen. In einer halben Stunde setzen die Rückwärtigen Dienste ihren Marsch fort.

Zufrieden darüber, ihre Versorgungsfahrt gut und pünktlich absolviert zu haben, gehen Helmut und Wolfgang zurück an ihr Fahrzeug und warten auf den Befehl zum Abmarsch. Die Gefechtshandlungen des Regiments können beginnen.

Major Rolf Dressel



Professor Wilhelm Rudolph: Bildnis eines sozialistischen Offiziers, Ölporträt 1963

Einer von uns

Einer der besten Porträtisten in unserer Republik. der Dresdner Maler Professor Wilhelm Rudolph, malte das nebenstehend abgebildete Bildnis eines Offiziers der NVA. Es entstand im Auftrag der Militärakademie „Friedrich Engels" und ist das Ergebnis eines Versuches, in einem rein persönlichen Porträt gleichzeitig typische und wesentliche allgemeingültige Züge des sozialistischen Offiziers zum Ausdruck zu bringen.

Sowohl die Genossen der Akademie, der Dargestellte, als auch der Maler selbst sowie der Verband Bildender Künstler betrachten die Aufgabe als hervorragend gelöst.

Woraus leitet sich diese allseitige Zustimmung her? Aufschlußreich dafür ist zunächst die Begründung der Akademie, in der es u. a. heißt: „. . . wenn man sich die Uniform wegdenkt, könnte das Bild auch einen Aktivisten darstellen. Das ist ein Ausdruck dafür, daß es dem Künstler gelungen ist, das Wesentliche in der Darstellung des sozialistischen Offiziers zu treffen."

In dem Gutachten einer Kommission des Verbandes Bildender Künstler wird die meisterliche Porträtleistung mit ähnlichen Worten betont: „Nicht nur zeigt das vorliegende Bildnis den Dargestellten in seiner äußeren Ähnlichkeit, sondern es stellt ihn in seinem ganzen Wesen sprechend und unmittelbar vor unsere Augen. Dazu tragen die feinabgestimmte und ganz und gar der Sache dienende Farbigkeit, die Sicherheit und Genauigkeit der Formen im ganzen und im einzelnen und die ausgezeichnete Wiedergabe des Stofflichen wesentlich bei."

Nun, unter der „stofflich" lebendigen Wiedergabe versteht man in der künstlerischen Fachsprache, daß z. B. gemalte Haut wie wirkliche Haut, ein gemalter Stoff wie echter Stoff wirkt, daß also das Material jedes Gegenstandes spürbar ist. Das trifft bei diesem Bildnis zu, wie auch der ruhig, verhaltende Hintergrund, der fast die gleichen Farbtöne wie die Uniform aufweist, der Sache insofern hervorragend dient, als das Antlitz des Dargestellten dadurch besonders plastisch und absolut beherrschend das Bild bestimmt. Der gefühlsmäßige Ausdruck ist ganz auf das Gesicht konzentriert, frei von vordergründigem Pathos, schlicht und natürlich in seiner Verinnerlichung. An diesem Ausdruck kann der Betrachter alles Wesentliche ablesen.

Soviel ist also sofort aus beiden Beurteilungen herauszulesen, daß zwei Arten von Qualitäten die hohe Gesamtqualität dieses Bildnisses ausmachen: die menschliche und gesellschaftliche Qualität des Dargestellten selbst und die getreue und wirkungsvolle künstlerische Widerspiegelung dieser Qualität.

Das Geheimnis um dieses harmonische Ergebnis ist schnell gelöst, wenn man um die Form des Auftrages und um die Entstehung des Werkes weiß. Als der Auftrag erteilt wurde, war dem

Maler freigestellt, sich unter den Offizieren der Militärakademie selbst ein ihm geeignet erscheinendes „Modell“ zu suchen. Professor Wilhelm Rudolph aber bat, die Wahl doch im Kreis der Genossen vorzunehmen. Er wies darauf hin, daß es für ihn als Porträtmaler viel spannender sei, einen Auftrag für ein Bildnis eines ihm völlig unbekannten Menschen entgegenzunehmen und damit fertig zu werden, als sich jemanden nach seinem eigenen Geschmack auszusuchen. So wurde der Dargestellte von seinen eigenen Genossen ausgewählt, und sie sehen in ihm: „den Genossen Major Alois B., geboren 1932 als Sohn einer Arbeiterfamilie, von Beruf Bäcker, heute ein vorbildlicher Lehroffizier mit einem hohen Fachwissen, der u. a. die Akademie in Moskau mit Auszeichnung absolvierte, fest im Kollektiv verankert und der Partei und Regierung treu ergeben ist.“

Dieser Charakter, diese Eigenschaften sind in dem von Wilhelm Rudolph geschaffenen Porträt zweifellos überzeugend zum Ausdruck gebracht. Auch derjenige, der den Major nicht kennt, wird in diesem Offizier einen Menschen sehen, dem man volles Vertrauen schenken kann, der alle Dinge klug und besonnen durchdenkt, der weder engstirnig noch von einem krankhaften Dünkel oder Ehrgeiz besessen, sondern sich der großen Verantwortung gegenüber ihm anvertrauten Genossen voll bewußt ist.

Wie aber, so wird mancher fragen, bringt es denn nun ein Maler so rasch fertig, in das Wesen eines Menschen so tief einzudringen, zumal dann, wenn er sein Modell, wie in diesem Fall, vorher gar nicht kannte? – Ja, das ist eben die besondere Fähigkeit eines guten Porträtmalers. Sie ist nur durch viel Erfahrung zu erwerben, sie reift in einem langen Leben heran. Durch unermüdliche Beobachtung vieler Menschen entwickelt der Porträtmaler einen feinen Spürsinn für die verschiedenen Charaktere. Das ist sozusagen sein angesammelter Grundschatz an Wissen über den Menschen, aber dieser Grundschatz besteht nicht nur aus der Erfahrung des Auges. Das Wesen eines Menschen entschleiert sich für den Künstler vor allem auch in Gesprächen. Was und wie ein Porträtmaler etwas von seinem Modell gesprächsweise erfährt, das ist genau so ausschlaggebend wie der äußere Eindruck, den der Darzustellende auf ihn macht.

Auch in diesem Fall hat, wie der Maler Wilhelm Rudolph bestätigt, das persönliche Gespräch, das „Sichkennenlernen“ eine große Rolle gespielt. „Das Interesse des Offiziers an meiner Arbeit wurde von Sitzung zu Sitzung immer reger. Der letzten Sitzung war eine Geländeübung vorangegangen. Ich konnte zu meiner Freude als Maler in seinem Gesicht noch die erste gesunde Frühlingsbräune festhalten.“

Das ist also die kleine Geschichte dieses Bildnisses, zu dem man die Volksarmee als Auftraggeber, den Dargestellten und den Künstler nur beglückwünschen kann. Nach sozialistischen Prinzipien ist ein vorbildliches Werk sozialistischer Kunst entstanden, ein schönes Beispiel guter Zusammenarbeit zwischen Auftraggeber und Künstler. *Gerhard Pommeranz-Liedtke*

Anekdotisches

Schwierige Sache

Soldat Lewin ist Kraftfahrer. Als er im Park seine Arbeit am Fahrzeug beendet hat, setzt er sich ins Führerhaus und hält, über das Lenkrad gebeugt, ein kleines Nickerchen. Zu seinem Unglück kommt der Schirrmeister vorbei. Der weckt ihn, holt ihn heraus und verlangt: „So, nun gucken Sie sich mal von draußen an, wie Sie da dringelümmelt haben!“



Rost-Heringe

In einem Versorgungsbericht an die übergeordnete Dienststelle heißt es über die Zeltausrüstungen u. a.: „Die Heringe sind fast alle durchgerostet und müssen erneuert werden.“ Prompt kommt die Antwort zurück: „Was ist bei Ihnen in der Küche los? Wie können Heringe verrosten?“

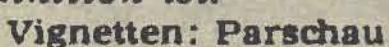
Goulasch türkisch

Goulasch steht auf dem Speiseplan einer Einheit, die sich auf einer Übung im Gelände befindet. Aber es ist kein Mehl da, um die Soße sämig zu machen. Nehmen wir eben Puddingpulver, entscheidet der Koch. Es ging, nur – die Soße war so sämig geraten, daß der Löffel darin steckenblieb. Kurz entschlossen hängt der Koch bei der Essenausgabe ein Schild an die Feldküche: „Heute: Goulasch türkisch“. Alles ißt. Einige heben zwar die Zähne, aber niemand murrt. Goulasch türkisch hatte bisher noch keiner gegessen. Nur der Kommandeur sagt, nachdem er seine Portion mit Todesverachtung verspeist hat, vertraulich zum Koch: „Macht dieses türkische Gelumpe ja nicht wieder hier draußen. Probiert das in der Kaserne aus.“

Haar(durch)schnitt

Die Kompanie soll an der Mai-Parade teilnehmen. Die Vorbereitungen sind im vollen Gange. Auch der Hauptfeldwebel hat alle Hände voll zu tun. Bei einer Befehlsausgabe erinnert er seine Soldaten noch einmal an einen ordentlichen Haarschnitt und mahnt sie: „... daß mir bis zum 29. April die ganze Kompanie durchgeschnitten ist.“





Vignetten: Parschau

KREUZWORTRÄTSEL

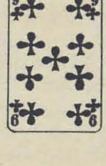
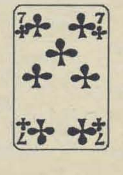
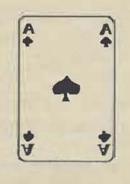
Waagerecht: 1. größtes sowj. Pionierlager auf der südl. Krim, 5. Einheit bei den Luftstreitkräften, 11. Hohlmaß, 14. frz. Opernkomponist, 15. Pelztier, 16. Vogelwelt, 17. Gangart der Hohen Schule (Reiten), 20. Titelgestalt bei Goethe, 21. deutscher PKW, 22. Lehrverfahren, 23. positive Elektrode, 26. Schwanzlurch, 27. Lehrsatz, 29. Mädchenname, 31. Maßeinheit des Luftdruckes, 33. Wohlgeruch, 35. poln. LKW, 36. mathem. Zeichen, 38. sowj. Karabiner, 40. alte chines. Münze, 42. Schiffsseil, 43. Wacholderschnaps, 44. Drehpunkt, 45. Teil der MPi, 46. Stadt in Niedersachsen, 48. Töpferkunst, 52. Textilgewebe, 55. alkohol. Getränk, 56. Hafendamm, 57. Gewürz, 58. Wildform des Hauspferdes, 61. Vorderseite einer Münze, 63. Zeitmesser, 65. Nebenfluß der Aller, 66. Stadt in Indien, 68. österreich. Lustspieldichter, 70. poln. Armeesportvereinigung, 71. Stadt im Bezirk Potsdam, 73. Geldwert einer Ware; 74. alte Kupfermünze, 75. Werk eines Komponisten, 76. chem. Element, 77. Prüfmittel, 78. Himmelsrichtung.

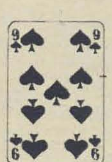
Senkrecht: 1. Windjacke, 2. Größenausdruck der Vektorrechnung in Form eines Schemas, 3. Aufbau auf Schiffen, 4. Wasserstraße, 6. Fettart, 7. Stadt in Marokko, 8. schmale Durchfahrt, 9. Führer eines Freikorps, das gegen Napoleon kämpfte, 10. Edelgas, 11. Teil des Geschützes, 12. Nebenfluß des Mains, 13. Stand in der Feudalordnung, 17. span. Hafenstadt, 18. norddt. Dichter (1817–1888), 19. Hauptstadt Jordaniens, 24. deutscher Maler der Gegenwart, 25. österreich. Physiker und Mathematiker (1803–1853), 28. Bez. für die Arbeiter in den ehem. Salzsiedereien Halles, 30. Sinnesorgane, 32.

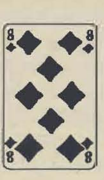


Mittelhand hat Karo As und Bube gedrückt und mit abgebildetem Blatt einen Null ouvert verloren. Hinterhand hatte je dreimal Pik, Herz und Karo sowie einmal Kreuz. Er konnte jedoch nur einmal in Herz ans Spiel gebracht werden. Wie waren die Karten verteilt und wie war der Spielverlauf?



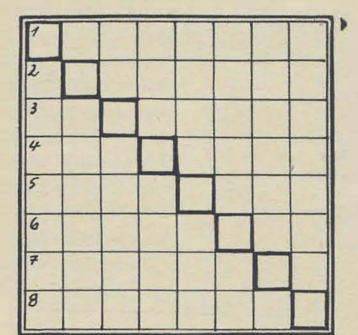






Stern im Sternbild Orion, 34. frz. Bildhauer, 35. Gartenpflanze, 37. engl. Anrede, 39. Nebenfluß der Wolga, 40. engl. Männername, 41. Fluß zum Asowschen Meer, 47. Wintersportstätte, 48. patriot. Sänger des Befreiungskrieges, 49. Fanggerät, 50. Fluß in Frankreich, 51. Verkaufsstand, 53. Nymphe der griech. Sage, 54. Schweizer Kanton, 55. deutsche Schauspielerin, 59. Gewürz, 60. engl. Seeheld, 62. Erscheinung beim Schuß, 64. kleine militär. Einheit, 67. Inselstaat in der Landessprache, 69. männl. Vorname, 72. sowj. Jagdflugzeug.

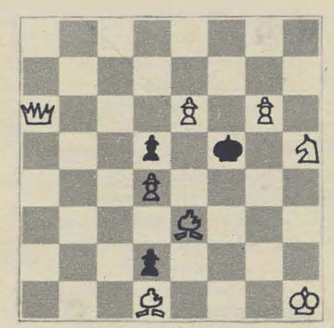
FÜLLRÄTSEL



1. Spielart, 2. europ. Hauptstadt, 3. südamerik. Staat, 4. Luntenschloßgewehr, 5. Dienstgrad, 6. Komponist der „Internationale", 7. erster sowj. Stadtkommandant von Berlin 1945, 8. militär. Einheit.

Bei richtiger Lösung ergibt die starkumrandete Diagonale den Namen eines populären ASK-Sportlers.

SCHACHAUFGABE

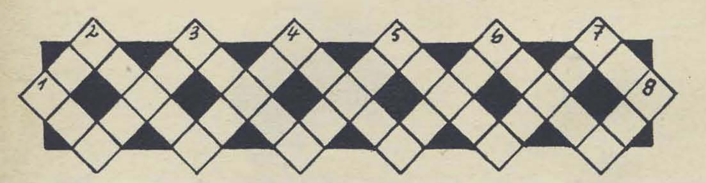


Matt in zwei Zügen

Die große Wirkungskraft der Dame wird durch den Lösungszug demonstriert.

Verfasser Dr. A. Decker.

Stellungsbild: Weiß: Kh1, Da6, Ld1, Le3, Sh5, Bd4, e6, g6 (acht Steine). Schwarz: Kf5, Bd2, d5 (drei Steine).



ALLES KREUZT SICH

Von der Zahl nach rechts unten: 1. längster Strom der Erde, 2. Vorrichtung zur Nutzung des Windes, 3. Werkstoff, 4. Fixstern, 5. Truppenverband, 6. Teil der Turbine, 7. Mündungsarm des Rheins.

Von der Zahl nach links unten: 2. Fluß in Polen, 3. Wasserstandsmesser, 4. Metallegierung, 5. Dichter der Befreiungskriege, 6. Fallklotz, 7. Schiffsführer, 8. Heilverfahren.

BUCHSTABENSTREICHEN

Abbe – Wiege – Leiche – Kreis – Tang – Zehn – Täve – Korn – Panzer – Peru – Schule – Netz. In jedem Wort sind zwei Buchstaben zu streichen. Die übriggebliebenen Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, einen Grundsatz für den modernen Panzerbau.

RÄTSELKAMM

Senkrecht sind folgende Begriffe einzutragen: 1. Nebenfluß des Irtysch in Westsibirien, 2. Stadt an der Oka, südl. von Moskau, 3. estnische Hafenstadt, 4. Industriestadt im Ural, 5. Volk einer Sowjetrepublik. Nach Einfügen der fehlenden Buchstaben ergibt die Waagerechte die Autoren hervorragender Dokumentarfilme.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 8/1963

SKAT: V: Karo As, 10, Bube; H: Kreuz Bube, Karo 8, Pik Bube; H: Herz König, Pik As, Herz 10; M: Kreuz 9, 7, Dame; H: Kreuz As, Pik 10, Kreuz 10; V: Pik König, Dame, 9.

BAUSTEINCHEN: Erst gelesen und bedacht wird das Buch zur Waffe.

BUCHSTABENSTREICHEN: Tradition in der Armee hat es zu sein; an der Spitze des Fortschritts zu marschieren.

NEUER ANFANG: Cent, Lunge; Atoll, Ulan, Spill, Epik, Winde; Iglu, Turf, Zink – Clausewitz.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Kriechhindernis, 10. Kolben, 11. Meister, 12. Akku, 14. Eider, 17. Ire, 22. Hase, 24. Blesse, 25. Steuer, 26. Alge, 28. Egk, 30. Artel, 37. Hess, 39. Elektra, 40. Storch, 41. Eskaladierwand.

Senkrecht: 2. Rolle, 3. Elend, 4. Heck, 5. Namur, 6. Exil, 7. Note, 8. Sure, 9. Skye, 12. Ara, 13. Kiel, 15. Irun, 16. Ehre, 18. Eber, 20. CSM, 21. UTM, 23. Sake, 27. Gas, 29. Ghana, 31. Titow, 32. Loren, 33. Rohr, 34. Reh, 35. Reis, 36. Stoa; 38. Seni.

ZAHLENFELD: Hellebarde, Triol, Infanterie, Duden, Abzug, Liter, Zweig, Verschluß, Mine – „Der Befehl ist das beste Mittel zur Verwirklichung der Einzelleitung."

FLIESENRÄTSEL: 1. Tief, 2. Feld, 3. Alge, 4. Team, 5. Reim, 6. Watt, 7. Niet, 8. Aida, 9. Rate, 10. Eibe – Edgar André.

SCHACH: Weiß: Kf3, Tc8, Lf2, Se5, Sg4 – Schwarz: Kd5, Be6, d6. Zweizüger von O. Dehler.
1. Lc5! dc5: 2. Td8 matt.
1. . . . de5: 2. Se3 matt.



HEFT 9
SEPTEMBER 1963
PREIS DM 1,-

„Armee-Rundschau" – Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Manfred Berghold – Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postfach 7986, Telefon 630918 · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post – Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Zur Zeit gültige Anzeigenliste Nr. 3 · Anzeigenannahme: Werbekollektiv Josef Weber, Erfurt, Clara-Zetkin-Straße 48 und alle Betriebe der DEWAG; Anzeigenverwaltung: Deutscher Militärverlag · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 7. August 1963

Fotos: Gebauer (27) Titel, S. 1, 9, 10, 12, 13, 18, 19, 20, 21, 24, 39, 40, 41, 54, 55, 56, 61; Kläppel (9) S. 4, 22, 32, 33, 34; Zentralbild (1) S. 5; Pawelec (1) S. 6; Kronfeld (4) S. 16, 17, 49, 72; Borkowsky (1) S. 29; DEFA-Schütt (2) S. 44, 45; Weldt (1) S. 49; Militär-Bilddienst (7) S. 52, 60, 61, 71; Progress (1) S. 59; Szymański (3) S. 63, 64, 66; Abraham (1) S. 76; Raddatz-Roski (1) Rücktitel; Archiv (12) S. 27, 31, 51, 52, 60.

TITELBILD: Fallschirmjäger nach der Landung (siehe auch Bildreportage Seite 9–13)

STAR-Palette

„Buenos dias Margarita." Die dunkeläugige, temperamentvolle Kubanerin lacht, als wir sie spanisch begrüßen und erwidert – mit kleinen Grübchen in den Wangen – einfach: „Gutten Taag." Dabei war dieses Rendezvous mit Margarita Cantero nicht unsere erste Begegnung. Bereits auf der Bühne des Berliner Friedrichstadt-Palastes lernten wir die 24jährige „Karibische Nachtigall" kennen. Hier auf den Brettern des Weltstadt-Varietés zeigte sich die glutvolle Sängerin von der Zuckerinsel, acht Wochen lang, Abend für Abend. als eine Interpretin gepfefferter Rhythmen. Und als was für eine – O lala.

Wenn man so singt, ist es wohl auch nicht verwunderlich, wenn man bei Schlagerwettbewerben zu Siegeslorbeeren kommt. Auf dem „IV. Festival



Margarita Cantero

Espanol de la Cancion 1962" errang Margarita mit dem Liebeslied „Llevan", begleitet von „Orquesta dirigida po Adolfo Ventas" den ersten Preis. Ihr Vortrag versetzte das Publikum in helle Begeisterung.

So wird es sicherlich auch sein, wenn die sympathische Sängerin demnächst auf der Televisionsmattscheibe ihr Debüt gibt. Margarita stand inzwischen in den Johannisthaler Ateliers vor der Kamera, um uns in einem Fernsehfilm ein Feuerwerk zündender Melodien zu bereiten.

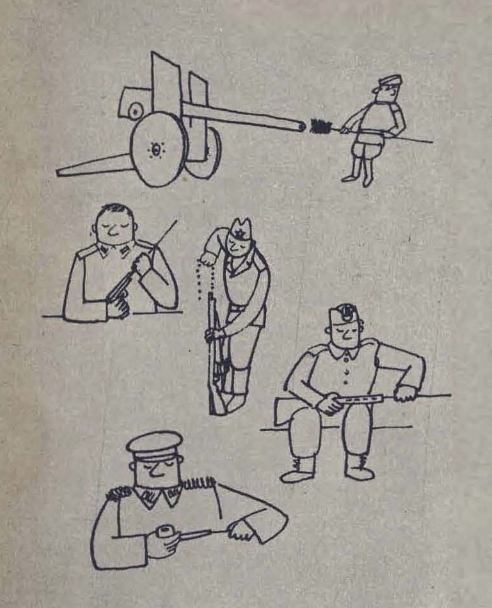
„Ich tue das auch aus Dankbarkeit meinen Gastgebern gegenüber. Denn in ihrem Lande, der Deutschen Demokratischen Republik, fühle ich mich durch die Fürsorge aller Kollegen wie zu Hause." So jedenfalls versichert es Margarita Cantero, wie uns der Übersetzer mitteilt.

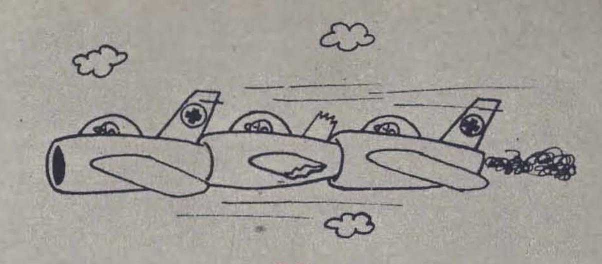
Und am Abschluß unseres Treffs fügt die Arzttochter aus Havanna hinzu: „Grüßen Sie bitte alle Soldaten der Nationalen Volksarmee, die auf Wacht für den Frieden stehen, recht herzlich."

Was wir hiermit gern machen.

A stala vista – Auf Wiedersehen, Margarita.

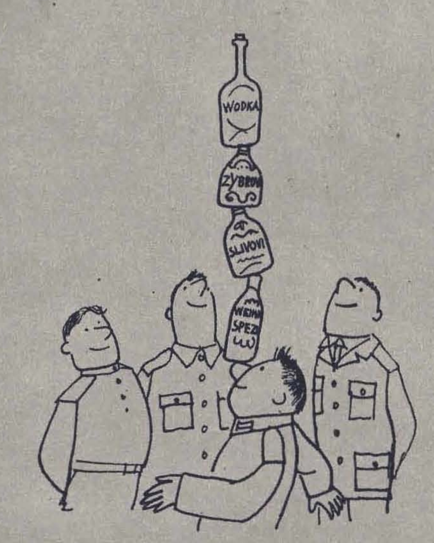
Raddatz – Roski





Manöver

ZEICHNUNGEN: PAUL KLIMPKE







Index 31036

